N 9853 F

REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

ZEICHEN DER ZEIT
Maria in der Liturgie

Dieter Spelthahn
Zwischen Schuld und Gnade
500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas

Herbert King
Ein neues Gottesbild für eine neue Kultur
Zur Bedeutung der Zweitursachen

Heinrich Hug
Bindung im Licht der Modelle
Maschine oder Organismus

M. Erika Frömbgen
Orientierung im religiösen Pluralismus

BUCHBESPRECHUNG

25. Jahrgang Heft 2 Mai 1991

ZEICHEN DER ZEIT
Maria in der Liturgie 49

Dieter Spelthahn
Zwischen Schuld und Gnade
500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas 51

Herbert King
Ein neues Gottesbild für eine neue Kultur
Zur Bedeutung der Zweitursachen 59

Heinrich Hug
Bindung im Licht der Modelle
Maschine oder Organismus 72

KLEINER LITERATURBERICHT
Orientierung im religiösen Pluralismus
(M. Erika Frömbgen) 85

BUCHBESPRECHUNG 95

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung
ISBN 0341-3322

Verleger:	Schönstatt-Patres Deutschland e.V.
Verlagsanschrift:	Patris Verlag, Postfach 1162, D-5414 Vallendar-Schönstatt
Redaktionskomitee:	Barbara Albrecht, Rainer Birkenmaier, Günther M. Boll (verantwortlich), Lothar Penners, Herta Schlosser, Angel L. Strada
Anschrift der Redaktion:	Patris-Verlag – Redaktion Regnum – Postfach 1162, D-5414 Vallendar
Herstellung:	Fuck, Druck + Verlag, Rübenacher Straße 88 5400 Koblenz-Metternich

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Redaktion zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u.U. nur kurz angezeigt.

REGNUM erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements: Inland DM 24,00 + DM 2,60 Porto. Ausland DM 24,00 zzgl. DM 3,20 Porto. Preis des Einzelheftes DM 6,50 + Porto.

ZEICHEN DER ZEIT

MARIA IN DER LITURGIE. Nun sind auch für den deutschen Sprachraum die beiden Bände der *„Sammlung von Marienmessen"* erschienen, die 1987 von der Kongregation für den Gottesdienst veröffentlicht und bereits seit längerem in anderen Sprachen herausgegeben worden waren. Es handelt sich um eine Sammlung von 46 Meßtexten (mit den dazugehörigen Lesungen in einem eigenen Band), die alle marianischen Themen gewidmet sind. Sie stellen insofern eine „Sammlung" dar, als sie zu einem guten Teil dem liturgischen Eigengut von Ordensgemeinschaften (z. B. Serviten, Salesianer, Passionisten, Pallottiner) oder auch Teilkirchen entnommen sind und nun der Gesamtkirche angeboten werden. Was besonders auffällt, sind die vielen neuen Orationen und vor allem Präfationen, in denen der ganze Reichtum marianisch-liturgischer Frömmigkeit sich in katholischer Fülle ausdrückt. Die Titel der einzelnen Formulare lassen erkennen, daß Maria hier nicht als Einzelperson gesehen, sondern in ihrem Hineingezogensein in das Leben und das Geheimnis Christi betrachtet wird: Mutter des Erlösers – Maria bei der Erscheinung des Herrn – beim Kreuz des Herrn – bei der Auferstehung des Herrn; Maria von Nazareth – Maria von Kana – die auserwählte Tochter Israel (und Tochter Zion); die neue Frau – Urbild und Mutter der Kirche (drei verschiedene Formulare) – Mutter und Mittlerin der Gnade – geistliche Mutter und Lehrerin – Hort des Glaubens – Mutter der Versöhnung – Mutter der göttlichen Vorsehung – den Jüngern zur Mutter gegeben. Im Anhang erscheinen auch die Sondertraditionen der deutschsprachigen Gebiete (Patronin des Landes Bayern) und Wallfahrtsorte (Kevelaer, Einsiedeln, Mariazell u. a.). Eine sehr wertvolle Hilfe, sowohl für die persönliche Mitfeier wie für die pastorale Hinführung, sind die Einführungen zu den einzelnen Messen, die biblische und vätertheologische Motive aufschließen.

Alles in allem also eine erfreuliche Sache. Ob aber für alle? Denn da gibt es in unseren Breiten *ein Unbehagen*, das sich unweigerlich melden wird: ist das nicht doch wieder *der „marianische Überschwang"*, von dem uns die Liturgiereform befreit hatte? Das Konzil hatte ja bewußt die Feier des Christusmysteriums zentral in den Mittelpunkt gerückt und von jeder Überwucherung befreit. Das war zweifellos eine Hilfe für echt christliches Leben und dazuhin das katholische Aufnehmen des ur-evangelischen Anliegens der Rückführung auf die eine Mitte – Christus.

Das Erscheinen der „Sammlung von Marienmessen" wird die *Grundfrage aller marianischen Theologie und Frömmigkeit in unserem Jahrhundert* wieder neu aufwerfen: *wie steht Maria im Ganzen des Heilswerkes Christi?*

Es war geradezu ein Lebensanliegen für Pater Kentenich, diese Grundfrage im Sinn des katholischen Glaubensbewußtseins klären und die katholische Schau des Mariengeheimnisses vital in den Herzen verwurzeln zu helfen. Auf der einen Seite war er theologisch und pastoral höchst interessiert, Marienlehre und Marienverehrung in das Ganze der neutestamentlichen Heilsordnung einzubinden. Nach dem göttlichen Plan geht der Weg des begnadeten Menschen „durch Christus im Heiligen Geist zum Vater." Diesem Plan ist Maria ein- und untergeordnet. Aber gleichzeitig war es das Anliegen Pater Kentenichs, die einmalige Sonderstellung Mariens in diesem Heilsplan herauszuarbeiten – das, was sie kraft göttlicher Berufung von allen anderen Menschen, auch allen übrigen Heiligen unterscheidet. Pater Kentenich versuchte, das gewachsene *Glaubensbewußtsein der Kirche* von der Stellung und Aufgabe Mariens zu fassen als *„Gefährtin und Gehilfin Christi bei seinem gesamten Erlösungswerk."*

Das war auch die Schau des Konzils. Es stellt Maria dar „im Geheimnis Christi und der Kirche" und sagt von ihr: „(Sie war) in einzigartiger Weise vor anderen seine großmütige Gefährtin ... Indem sie Christus empfing, gebar und nährte, im Tempel dem Vater darstellte und mit ihrem am Kreuz sterbenden Sohn litt, hat sie beim Werk des Erlösers in durchaus einzigartiger Weise mitgewirkt" (LG 61). Nur von einer solchen ur-katholischen Schau aus hat man auch Zugang zum Verständnis und zur Mitfeier der marianischen Meßtexte, wie sie uns jetzt neu und reicher zur Verfügung stehen: „Die Marienmessen erhalten ihre Bedeutung und ihren Sinn aus der innigen Teilhabe Marias an der Heilsgeschichte ... Wenn die Kirche das öffentliche Leben des Erlösers ... liturgisch feiert, gedenkt sie auch der seligen Jungfrau Maria, da sie ja ‚in die Mysterien Christi einbezogen war' (LG 66)", heißt es in der Einleitung.

Das ist wohl die *Herausforderung* und die *Chance* dieser Sammlung von Marienmessen: ob es gelingt, in der Feier des Erlösungswerkes Christi immer tiefer zu verstehen, daß Maria von Gott berufen war, Jesus, ihrem Sohn und unserem Erlöser, zur Seite zu stehen und ihren menschlich-fraulichen Beitrag zu geben. Dann werden wir nicht nur die ganze Fülle des Erlösungsgeheimnisses voller erfassen, sondern die hilfreiche Nähe Mariens in ihrer mütterlichen Fürsprache und erzieherischen Vermittlung dankbar erfahren.

GMB

Dieter Spelthahn

Zwischen Schuld und Gnade

500 Jahre Evangelisierung Lateinamerikas*

1. DER HISTORISCHE KONTEXT

Ein möglicher Zugang zum Verständnis der Geschichte der Evangelisierung Lateinamerikas ist der historische Kontext, in dem die Entdeckung und Eroberung dieses Kontinents geschah: der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Wenn diese Reflexion auch notgedrungen sehr schematisiert und globalisierend ist, meine ich doch, daß dadurch ein Grundzug dieses Problems verstanden werden kann.

Die Jahrhundertwende vom 15. zum 16. Jahrhundert ist einerseits noch geprägt vom mittelalterlichen geschlossenen Weltbild: die eine Christenheit ist eine homogene Gruppe, streng gegliedert in Stände, Zünfte, Herrschaftsbereiche, Regionen, hierarchisch verwaltet von der noch kaum differenzierten Einheit von Religion und politischer Herrschaft. Dieser Rahmen gab den Menschen großen inneren Halt und Sicherheit, ließ jedoch ein eigenständiges Selbstbewußtsein und eine individuelle Freiheit des einzelnen nur in sehr beschränktem Maße zu.

Auf der anderen Seite bahnte sich das neuzeitliche Bewußtsein an: die Maler begannen, Menschen und Landschaften nicht mehr als abstrakte Symbole zu malen, sondern mit individuellen Gesichtszügen, in alltäglichen Situationen, so, wie sie diese vor sich sahen; die Gelehrten begannen, gewohnte Denkstrukturen aufzubrechen und bisher Selbstverständliches anzufragen; man interessierte sich für die immanenten Gesetze der Natur, versuchte, diese von den beobachteten Phänomenen her zu verstehen und nicht mehr primär von überliefertem Wissen darüber. Das Individuum begann, eigenständig zu denken.

Mitten im Ausbrechen aus dem geschlossenen Weltbild des Mittelalters hin zum neuzeitlichen wird der abgeschlossene geografische Rahmen gesprengt: bisher unbekannte Länder, Landschaften, Pflanzen, Tiere werden bestaunt, und vor allem: Kolumbus bringt die Botschaft und einige „Exemplare" von einer unbekannten Art von „menschenähnlichen Lebewesen" mit nach Europa. Die Reaktion auf das Eintreten des Neuen in das geschlossene Weltbild ist der Versuch, das Unbekannte in die vorhandenen Kategorien einzuordnen: das neue Land heißt Westindien, die entdeckten Orte werden El Salvador, Santa Cruz, Nueva Granada ... genannt; Pflanzen und Tiere erhalten europäische Namen (Kartoffel kommt von tartuffulo – Trüffelchen), und auch die Menschen muß man in irgendwelchen bekann-

ten Kategorien unterbringen. Was sich da anbietet, sind die Schwarzen: anders als die Europäer, mit dunkler Haut, primitiver Lebensweise und natürlich heidnischer (= teuflischer) Religion. Entsprechend ist ihre Stellung im europäischen Weltbild: Menschen zweiter Klasse, die nach der herrschenden Wertordnung beurteilt werden: heidnisch, arbeitsscheu, lügnerisch, ungehorsam. Sie sollen nun in das gewohnte Weltbild eingepaßt werden: Taufe, Arbeit, Gehorsam gegen den christlichen Gott und den spanischen König. Assimilierung des Neuen ins Bekannte: das ist der vom mittelalterlichen Denken geprägte Versuch, mit dem Entdeckten fertigzuwerden.

Jedoch war das Mittelalter bereits vorbei. Das neuzeitliche Erwachen des eigenständigen Subjektes hatte begonnen. Die bekannteste Äußerung der Sprengung der vorhandenen Strukturen, des Ausbrechens aus der mittelalterlichen Ordnung ist die Predigt von Antonio de Montesinos auf Haiti im Jahr 1511. Las Casas ist dann derjenige, der sich öffentlich als Bischof, als Ratsmitglied des Indienrates und als Publizist für die Anerkennung des Neuentdeckten als etwas anderem, Unverfügbarem einsetzt. (Die Kategorie der Anerkennung des anderen als etwas Unverfüglichem, aus dem Göttliches leuchtet und in dem die Unendlichkeit Gottes zum Vorschein kommt, wurde von Emmanuel Lévinas eingeführt. Sie hat breite Resonanz in der lateinamerikanischen Philosophie und Theologie gefunden und ist in der Tat geeignet, die Wechselbeziehung Europa – Lateinamerika besser zu erfassen.)

Diese beiden Interpretations- und Handlungsweisen ziehen sich nun durch die ganze anfängliche Kolonialgeschichte: das Eindringen der Eroberer in die unbekannten Gebiete, das Abschlachten der Indios wie Vieh, das ganz selbstverständliche Heranziehen der Unterworfenen zu Arbeiten in den Minen, in der Landwirtschaft und den Häusern der Eroberer ist ein Ausdruck der mittelalterlichen Mentalität der Unterwerfung des Neuen und seiner Einordnung in das Bestehende.

Das Eintreten vieler Kirchenmänner – Ordensleute, Bischöfe und Priester – für die Indios, das Handeln auch vieler ehrbarer Richter, die sich für die Einhaltung der Gesetze zugunsten der Indios einsetzen, und vor allem auch der (gescheiterte) Versuch der „Leyes Nuevas" selbst sind Ausdrucksformen der neuzeitlichen Mentalität der Anerkennung des anderen.

Auf philosophisch-theologischer Ebene wurden diese beiden Auffassungen besonders in der berühmten Kontroverse von Valladolid (1550) zwischen Ginés de Sepúlveda und Bartolomé de las Casas öffentlich diskutiert.

2. DAS HANDELN DER KIRCHE IN DIESEM KONTEXT

Diese Geschichte spielte sich ab im Rahmen der „Spanischen Christenheit"; die Mauren waren geschlagen, der Pluralismus hatte Spanien noch nicht erreicht, die Option Christ oder Nichtchrist, katholisch oder reformiert war nicht möglich: alle fühlten sich als Teil der Christenheit, unabhängig von der Neigung zu mittelalterlichem oder neuzeitlichem Denken, alle waren getauft und damit Christen.

Und so waren es Christen, die tausendfach gemordet haben, Christen, die bestehende Hochkulturen mit Stumpf und Stiel vernichtet haben, Christen, die die Identität und Originalität der eroberten Völker mit Füßen getreten haben. Und auch diejenigen waren Christen, die die Rechte der Indios verteidigt haben, diejenigen, die die Gesetze zum Schutz der Indios und der Abschaffung der Encomienda erlassen haben, diejenigen, die nach bestem Wissen und Gewissen die bestehende Kultur mit christlichen Werten läutern wollten.

Aus diesem Kontext heraus kann nun die Diskussion um den Quinto Centenario betrachtet werden.

Memoria penitencial – wir bekennen, daß wir gesündigt haben

„Wir ertragen lieber die Qualen der Hölle als im Himmel mit den Christen zusammenzusein." Viel deutlicher als dieses Zitat eines Indio kann man die Verstellung des Evangeliums nicht mehr ausdrücken. Es ist offensichtlich, daß das Evangelium vielfach als eine die Eroberung rechtfertigende Ideologie mißbraucht worden ist, oft zwar nicht in vollem Bewußtsein, stets jedoch, weil man nichts anderes hören wollte.

Der Aufruf zur Buße, die Bitte besonders an die Indianer und die Afroamerikaner, das jahrhundertelange Unrecht zu verzeihen, und vor allem die Umkehr von uns, die wir uns heute noch Christen nennen, zu einer wirklichen Achtung und Ehrfurcht vor denjenigen, denen in der Geschichte am übelsten mitgespielt wurde, ist bitter notwendig. Wer Lateinamerika nur ein bißchen kennt, weiß, wie abfällig man immer noch von Indios redet (in den meisten Ländern ist „indio" ein beleidigendes Schimpfwort), daß die Nachfahren der versklavten Afrikaner immer noch die Dreckarbeit tun, daß immer noch Land von Eingeborenen verkauft wird, ohne ihre angestammten Rechte zu achten etc. Diese heute noch bestehenden Strukturen des Unrechts und der Sünde wurden wesentlich mitgeprägt von Christen. Es geht nicht an, daß wir diese pechschwarzen Seiten der Geschichte leichtfertig überblättern – und verdrängen. Die Wahrheit ist es, die frei macht – mag sie auch noch so unangenehm sein.

Diese Tatsache bedeutet aber nicht, daß man den Quinto Centenario in einer Karfreitagsstimmung begehen muß. Das Schuldbekenntnis soll die Freude und vor allem den Triumphalismus dämpfen, es braucht aber nicht zum Grundtenor des 500. Jahrestages der Landung von Kolumbus zu werden.

Denn mit den Christen ist das Evangelium nach Amerika gekommen, das Wort Gottes, das schon sehr bald seine Eigendynamik entwickelt hat, das schnell zur kritischen Instanz gegenüber dem Handeln der Christen geworden ist, das die innerste Sehnsucht der Unterworfenen auf den Gott der Freiheit und der Gerechtigkeit gelenkt hat, der zwar immer durch die Menschen weitergegeben wird, sich jedoch nie von bestimmten Strukturen, Menschen oder Institutionen einsperren läßt. Er transzendiert seine Übermittler und entwickelt eine Eigendynamik, die es verhindert, daß man die Vermittlungsinstanzen vergötzt.

Gerade im weiteren Verlauf der Geschichte Lateinamerikas sind viele herausragende Personen und Ereignisse undenkbar ohne die inspirierende Kraft des Evangeliums und das aktive Mitwirken von engagierten Christen. (Als Beispiel kann etwa ein San Martin de Porres angeführt werden, die Unabhängigkeitsbewegung zu Beginn des 19. Jahrhunderts, die ja bekanntlich fast von gesamten niederen Klerus unterstützt wurde, die Entstehung der Gewerkschaften oder die Bildung eines demokratischen Bewußtseins der Mitverantwortung durch die Acción Católica etc.) Und nicht zuletzt sind die Aufbrüche unserer Zeit – das Reden von Befreiung, die Sensibilisierung für die an den Rand Gedrängten, das Neuentdecken der Armen und gerade auch die Kritik der Geschichte der Evangelisierung aus der Perspektive des Evangeliums selbst Frucht dieses Wortes.

An dieser Stelle lohnt sich ein kleiner Exkurs in die Theologie. Das Wort Gottes kommt nie „rein" zu den Menschen. Es gelangt „inkarniert" zu uns, wie es exemplarisch mit Christus geschehen ist: unvermischt mit dem Irdischen, aber auch ungetrennt von ihm. Erst die Geschichte entschleiert, was davon wirklich göttlich und absolut war und was menschlich, zeitbedingt und relativ. Was bei der Weitergabe des Wortes in der Geschichte noch dazukommt, ist, daß zur Zeitbedingtheit noch die Sünde hinzukommt: das Wort ist nicht nur in zeitlichen und kulturellen „Hüllen" verborgen, sondern auch durch die Sünde entstellt.

In der Geschichte Lateinamerikas wurde das Wort in genau diesen, an die spanische bzw. portugiesische Kultur und Sprache gebundenen Formen eingepflanzt. Zum Teil zur Unkenntlichkeit entstellt, ins Gegenteil ver-

kehrt, als Drohmittel mißbraucht und als Rechtfertigung für menschliche Bosheit, zum Teil wurde es aber wirklich zum Anfang neuen Lebens. Im Lauf der Geschichte wurde es gereinigt von Formen, die ihm nicht entsprachen, zerbrach es Ideologien und Herrschaftsformen. Und in dieser Geschichte befinden wir uns jetzt vor einem neuen Schritt, bei dem wieder veraltete Formen abgestreift werden und das ewige Wort sich in neue Formen kleidet und sich neu zur Sprache bringt in einer veränderten Welt.

Und diese Tatsache ist ein Grund zum Feiern. Ich halte es deswegen für angebracht, der Freude über die Ankunft dieses göttlichen Wortes in Lateinamerika Ausdruck zu geben und sein Wirken zu verkünden. Wo freilich Staaten, Organisationen oder bestimmte Gruppen diese Glorie für sich in Anspruch nehmen wollen, muß man sehr genau nachschauen, ob nicht Blut, Gewalt, Mord und Raub diese „Großtaten" besudeln.

4. ADVENIAT – 30 JAHRE WEGGEMEINSCHAFT

Von den 500 Jahren der Geschichte der Evangelisierung haben die deutschen Katholiken nunmehr 30 Jahre begleiten dürfen. In dieser Zeit ereigneten sich wichtige Korrekturbewegungen, Bewußtseinserweiterungen der lateinamerikanischen Kirchen. Die bedeutsamste dürfte die Hinwendung zu den Armen sein. Nachdem es in der Vergangenheit nicht gelungen war, den einzelnen Nationalgesellschaften eine Form zu geben, die geprägt ist von den Ordnungsprinzipien der katholischen Soziallehre: Solidarität, Subsidiarität, Gemeinwohl, haben die Kirchen seit Medellín und Puebla – unter dem Zeichen der Befreiung – immer wieder den Finger in diese Wunde gelegt und angeklagt. Daß sie dies tun konnten, ist auch ein wenig Verdienst der deutschen Katholiken, denn sie haben ihnen helfen dürfen, wirtschaftlich unabhängig zu werden von den Reichen und Mächtigen. Nicht verschwiegen werden darf dabei die Gefahr einer neuen Abhängigkeit, der von uns.

Die „Option für die Armen" hat auch die Kirchen ärmer gemacht. Reich waren sie ohnehin nicht, nicht mehr. Die prophetische Geste des „arm-Lebens mit den Armen" ist sicher evangeliumsgemäß, erfüllt aber noch nicht den ganzen Auftrag des Herrn. Die Treue zum Wort Gottes verlangt auch aktive Anstrengungen, Initiativen in Richtung auf Gesellschaftsveränderung hin zu mehr sozialer Gerechtigkeit. Auf dem Hintergrund des 500-Jahrgedenkens möchte ADVENIAT besonders all das unterstützen, was die Kirchen in dieser Hinsicht auf den Weg zu bringen versuchen.

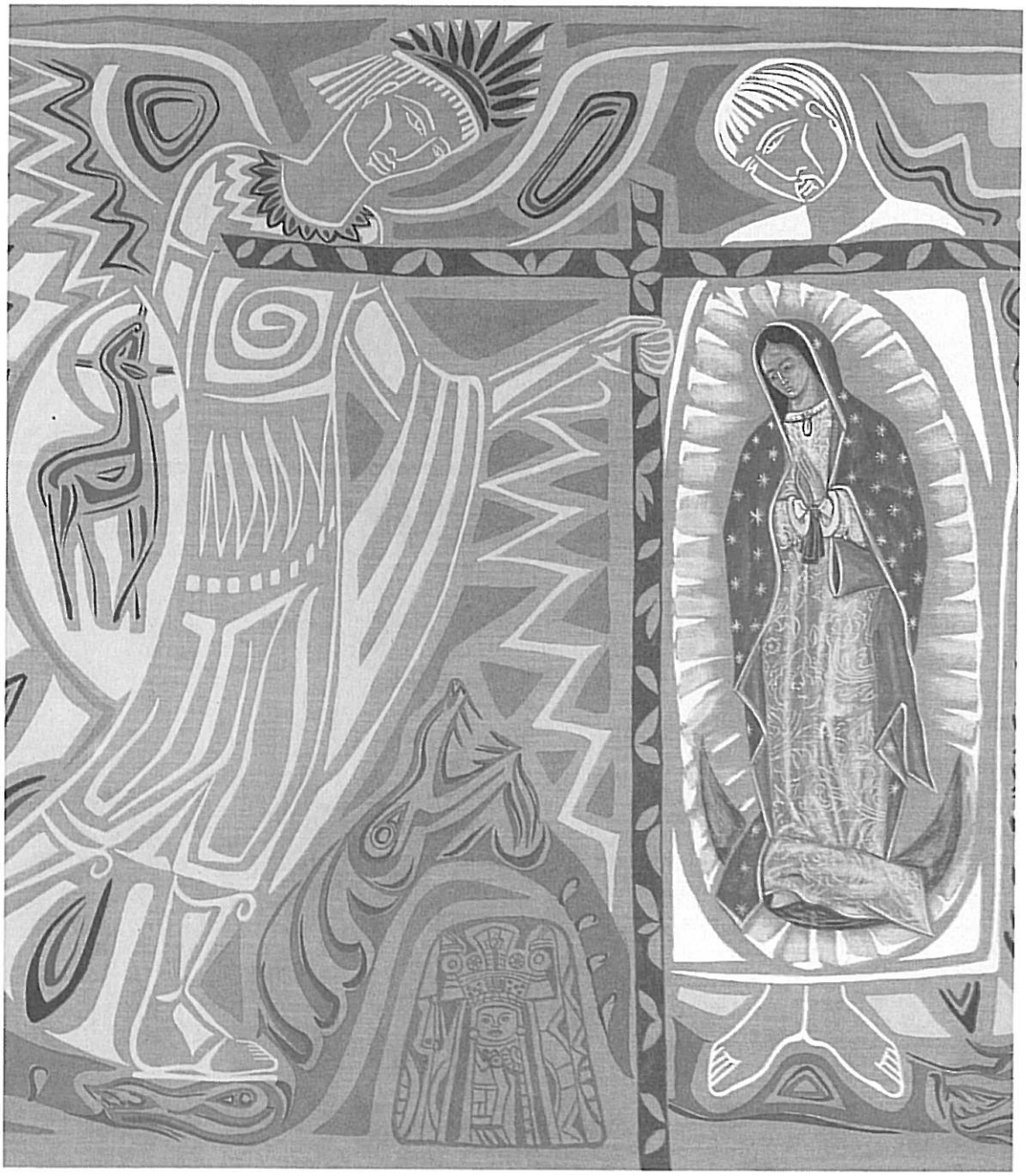
Weniger konsequent als in der Option für die Armen lassen sich die lateinamerikanischen Kirchen vom Evangelium herausfordern in den Fragen nach den Rechten und der Würde der Indios und der schwarzen Bevölkerung, im Bemühen um eine authentische Inkulturation des Wortes Gottes. Daß dies so ist, läßt sich leicht konstatieren. Es genügt der Hinweis, daß es bis heute kaum Indio-Priester gibt, kaum schwarze Priester, kaum Indio-Bischöfe. Die Suche nach der Antwort auf die Frage, warum dies so ist, führt zu sehr komplexen Zusammenhängen, deren Darstellung sicher den Rahmen dieser Ausführungen sprengen würde. ADVENIAT möchte jedenfalls alle Initiativen im Sinne der Inkulturation mit besonderem Interesse unterstützen, nur: Initiativen, die es nicht gibt, können wir auch nicht fördern. Mein persönlicher Wunsch wäre, daß das 500-Jahrgedenken vor allem beitrüge zur Neuentdeckung und Neuwertung des Autochthonen in Lateinamerika, und in diesem Sinne zur Neuevangelisierung.

Schuld und Schuldzuweisung

Nicht selten werde ich gefragt: „Wie denkt ADVENIAT über den Quinto Centenario?" Lassen Sie mich deshalb noch ein Wort sagen zu der Rede von der geschichtlichen Schuld, vom Urteil über die 500 Jahre Evangelisierung, insofern wir selbst angefragt werden. Aus heutiger Sicht ist es sicher relativ einfach, festzustellen, was objektiv richtig, was falsch war, ethisch vertretbar oder abzulehnen. Viel schwieriger ist es mit der Frage der Schuldzuweisung, wenn es gilt, Menschen zu beurteilen, zu verurteilen, die in einer Zeit gelebt haben, die so ganz anders war als die unsrige. Können wir das überhaupt, dürfen wir das?

Voraussetzung dafür wäre zunächst der Nachweis einer großen Fach- und Sachkompetenz. Wenn ich aber richtig sehe, so ist fast keiner von denen, die hierzulande zum Thema sprechen auf Tagungen und Akademieveranstaltungen, wirklich ausgewiesener Experte. Nicht in Historie und schon gar nicht in lateinamerikanischer Kirchengeschichte. Ich selbst bin es am allerwenigsten. (Zum Vergleich ließen sich die Studien zur Reformationszeit namhafter katholischer Kirchenhistoriker [J. Lortz, E. Iserloh etc.] heranziehen: als Frucht eines ganzen Lebenswerkes bestechen sie durch Sachkunde und Differenziertheit des Urteils und finden deshalb auch hohe Anerkennung im protestantischen Lager.)

Noch problematischer wird es, wenn diese Schuldfrage auf deutschem Boden verhandelt wird. Jeder, der durch die Welt kommt, lange im Ausland gelebt hat, dürfte registriert haben, wie wenig dort vergessen worden ist, was Deutsche in diesem Jahrhundert an Unrecht begangen, an Schuld auf sich



geladen haben. Auch wird ihm nicht entgangen sein, wie unbeliebt Deutsche ganz allgemein sind. Ich bin der Auffassung, daß wir uns noch auf lange Zeit hin nicht leisten können, über historische Schuld anderer Völker und Nationen zu Gericht zu sitzen.

Wer in Lateinamerika gelebt hat, wird erfahren haben, wie unverblümt die Menschen dort ihr soziales Elend kritisieren, ihre politischen Verhältnisse hinterfragen, wie sensibel und schnell verletzt sie aber reagieren, wenn dies ein Ausländer tut. ADVENIAT, den deutschen Katholiken, ist es gelungen, von den Lateinamerikanern als wirkliche Partner angenommen und geschätzt zu werden, nicht zuletzt dadurch, daß wir unsere echte Anteilnahme von unzulässiger Einmischung zu unterscheiden wußten. ADVENIAT wird bemüht sein, unparteiisch zu berichten über den Umgang mit dem Datum und Gedächtnis 1992, in Lateinamerika und auf der iberischen Halbinsel. Mit seinem eigenen Urteil möchte es eher zurückhaltend sein.

Ich fasse zusammen. So wenig, wie die erste Evangelisierung Lateinamerikas total verfehlt war, ist die jetzige unter dem Zeichen der Befreiung das Nonplusultra. Auch sie ist zeitbedingt, hat ihre Schattenseiten, auch sie birgt Ideologien und Engführungen, auch über sie wird man später urteilen und Mängel namhaft machen.

Für eine angemessene Betrachtung der Geschichte ist deswegen vor allem Demut angebracht: weder die Verteufelung der Geschichte und dadurch die Verherrlichung des eigenen Handelns, das ja angeblich ganz anders ist, noch die künstliche Glorifizierung, wieder als Verherrlichung des eigenen Handelns, nur, daß es diesmal schon immer gut war, wird dem Geschehenen gerecht. Man darf in Anlehnung an das Magnifikat die eigene Niedrigkeit bekennen, und man darf sich freuen über das Positive, das der Herr in seiner Kirche dennoch vollbracht hat. Dies gilt auch für den Quinto Centenario.

Im Auftrag von ADVENIAT hat der brasilianische Künstler Cláudio Pastro die Geschichte der Evangelisierung Lateinamerikas in die Form eines Bildteppichs gebracht. In der Mitte steht eine Darstellung des heilsgeschichtlichen Kampfes zwischen Gut und Böse, dem Engel und dem Drachen, wie er im 12. Kapitel der Geheimen Offenbarung geschildert wird. Dies aber geschieht dadurch, daß die zentrale Interpretation der lateinamerikanischen Geschichte eingebracht wird: das Ereignis von Guadalupe.

Der Engel kämpft gegen den Drachen. Er benutzt als Waffe das Kreuz Christi und als Schild das Lamm, geschlachtet und auferstanden. Der Erzengel Michael trägt indianische Züge, er spricht zu den Völkern Lateinamerikas in ihren Sprachen.

Die „Frau, bekleidet mit der Sonne" erscheint als die Jungfrau von Guadalupe dem Indio Juan Diego. Sie verewigt ihr Bild in der Tilma, dem Poncho von Juan Diego.

Die Indio-Bevölkerung nimmt die Gottesmutter auf, die unter der Gestalt der indianischen Frau die eigene Kultur im Christlichen verkörpert und von nun an zur Gebärerin der neuen indianischen und lateinamerikanischen Christen wird.

Der Engel, der Indio, die Jungfrau, der Drache – alle sind auf das Zentrum, auf das Kreuz hin ausgerichtet. Der Baum des Lebens ist in den lateinamerikanischen Boden gepflanzt, ist lebendig, wächst und trägt Frucht.

Bildteppich, Kunstkarten und eine reichhaltig kommentierende Broschüre sind zu beziehen bei der Geschäftsstelle ADVENIAT, Bernestraße 5, 4300 Essen 1.

Herbert King

Ein neues Gottesbild für eine neue Kultur

Zur Bedeutung der Zweitursachen

In der Schönstattfamilie lebt die Erinnerung an den 31. Mai 1949 und sein Programm des „organischen Denkens, Lebens und Liebens". Wer sich in der Materie etwas auskennt, hat seine Schwierigkeiten mit diesem Vorgang, vor allem mit seiner Weitergabe an andere. Wie steht es mit der Fähigkeit, engagierten Leuten aus Kirche und Gesellschaft so von der Bedeutung dieses Schrittes und Programms zu reden, daß ihnen die Sache ebenfalls als dringlich erscheint? Weiter ist zu fragen, ob die Botschaft des „Organischen" wirklich in die Zukunft weisend ist oder ob sie unter der Hand nicht zu einem Grundsatzprogramm des Konservatismus und der Restauration geworden ist.

Immer wenn wir eine Sache des Tuns und Lehrens Pater Kentenichs tiefer verstehen wollen, müssen wir in die Geschichte Schönstatts zurück. Dort haben wir so etwas wie ein Ur-Maß, ein Ur-Meter. Das liegt an der Art, wie er seine „Bücher" geschrieben hat. Es gibt zwar davon geradezu eine ganze Bibliothek. Doch dürfen wir uns dadurch nicht auf eine falsche Fährte bringen lassen: Das eigentliche Buch ist die lebendige Schönstatt-Geschichte, allerdings gedeutet und interpretiert von den Büchern der „Bibliothek". In dieser Schönstatt-Geschichte sind die Lehren Pater Kentenichs eingebunden. Eingebunden in Taten, Haltungen, Trends, Akzente, Lebensformen, Gestaltungen des Lebens ... Diese Einbindungen müssen entbunden, entbündelt, entfaltet werden.

Dies ist auch der Fall beim Thema des „Organischen". Zwei Aspekte stehen dabei für das Ganze des „organischen Denkens, Lebens und Liebens": „Marienverehrung" und das „organisch gesehene Vaterbild".

So wie diese beiden Themen in der Schönstattgeschichte leben und im Zeichen des 31. Mai 1949 virulent wurden, handelt es sich um zwei Radikalfälle, zwei Wurzelfälle des Organischen. In ihnen wird das mit dem organischen Denken, Leben und Lieben Gemeinte wurzelhaft deutlich. Das heißt auch, daß es nicht nur um den Eigenwert des Marianischen und des „organisch gesehenen Vaterbildes" geht, sondern auch um seinen „Symbolwert". Das dort Gemeinte und Erfaßte gilt dann auch für andere entsprechende Wirklichkeiten. Die abstrakte Formel „organisches Denken, Leben und Lieben" ist dann eine universelle Formel und kann an vielen Stellen des menschlichen Verhaltens abgelesen bzw. auf diese angewandt werden. Die Gefahr ist, daß wir nur den Eigenwert des Marianischen und des Vaterbildes

sehen. Um den geht es natürlich auch. Aber auf keinen Fall ausschließlich. Wir müssen also das „Buch" zu lesen verstehen.

Ich werde aus der reichen Thematik des „organischen Denkens, Lebens und Liebens", so wie dieses am 31. Mai 1949 zur Frage gestellt wird, nur einen Aspekt herausgreifen: das Verhältnis von Erst- und Zweitursache, von Gott und Schöpfung. Andere Themen, wie „Trennung von Idee und Leben", „von Lebensvorgängen und Lebensgebilden" wie von „Ideen untereinander" – so faßt es Pater Kentenich zusammen – bleiben dabei außer acht. Auch werde ich keine entsprechenden Anwendungen auf die „Innenwelt" des Menschen und seine „Umwelt" machen. Es kommt lediglich die „Überwelt" in den Blick, allerdings in ihrer Beziehung zu diesen („Zweitursache"). Das Anliegen des 31. Mai 1949 soll unter den beiden Gesichtspunkten der alten und der neuen religiösen Kultur dargestellt werden.

I. DAS ANLIEGEN DES 31. MAI 1949 IM INTERESSE DER ALTEN RELIGIÖSEN KULTUR

Pater Kentenich lebte noch deutlich in der alten religiösen Kultur. Sie hatte sich allerdings in den kirchlichen Innenraum und in den Raum der kirchlich geschlossenen Territorien (verschiedene Gebiete Deutschlands, kirchlicher Innenraum in Lateinamerika, Polen ...) gleichsam geflüchtet. Durch Reformation und Aufklärung war ja eine neue Kultur entstanden, die aus der katholischen Kirche hinausführte.

Pater Kentenich hat die „Substanz" der alten religiösen Kultur noch angetroffen („fünf Minuten vor zwölf", wie er sagt). Diese wollte er wenigstens eine Zeitlang retten, damit diese Kultur Zeit gewänne, sich den neuen Verhältnissen ohne allzugroßen Substanzverlust anzupassen und die notwendigen Weitungen vorzunehmen. Wenn ich von Substanz rede, dann ist damit die Kultur als Lebens-Organismus gemeint. Dieser ist gleichsam ein fruchtbares Ackerfeld für die entsprechenden Ideen und für die Botschaft des Evangeliums. Er hält diese fest und verarbeitet sie in den verschiedensten Weisen. Die Tradition hat diesen Organismus nicht eigentlich reflektiert. Er war selbstverständlich, unthematisch vorgegeben.

Pater Kentenich sah, daß diese Substanz zu schnell preisgegeben werden könnte, auch und gerade von der Kirche. Er sah aber auch, daß sie nur dann erhalten bleiben kann, wenn man ihren Wert durchschaut. Nicht in erster Linie theologisch oder philosophisch durchschaut, sondern psychologisch, religions- und kulturpsychologisch. Er wollte sie retten dadurch, daß er die Elemente in ihr betonte und herausarbeitete, die besonders zu ihrer Seele gehören.

In einem Rückblick auf die Vergangenheit konnte er sehen, daß die alte religiös-katholische Kultur durch das marianische Element stark geprägt und zusammengehalten wurde. Das Marianische war seiner Ansicht nach wie ihre Seele, das allem ein Gepräge und einen Zusammenhang gab. Ebenso verhält es sich mit dem organisch verstandenen Vaterbild. Zu nennen sind der Vater in der Naturfamilie, die Autorität in Kirche und Staat, Gott als Vater.

Diese kulturelle Deutung Pater Kentenichs kann im Zusammenhang mit diesem Artikel allerdings nicht näher herausgearbeitet und begründet werden. Auch sind die beiden genannten Aspekte nicht die einzig nennenswerten, wohl aber herausragende Wurzelaspekte, Symbolaspekte des Ganzen der alten Kultur.

Im 20. Jahrhundert kam ein neues religiöses Denken auf, vor allem in intellektuellen Kreisen Mitteleuropas. Dieses hatte für die Aufgabe des Bewahrens der Substanz durch die eben genannten Betonungen von Maria und dem organisch gesehenen Vaterbild (und manchem anderen) keinen Sinn, weil es einseitig philosophisch-theologisch und nicht auch psychologisch dachte. Das heißt in der Sprache Pater Kentenichs, daß es nicht „organisch", also dem bestehenden Organismus *entsprechend* dachte („entsprechend" sowohl bezüglich seines Seins, wie auch bezüglich notwendiger Weiterentfaltungen). Pater Kentenich sieht in den Anfängen dieses Denkens erste „Bazillen", die das Ganze der Substanz, des Lebensorganismus, der Tradition des Katholischen angreifen würden. Man kann heute wohl sagen, daß innerkirchlich und für die genannten katholischen Territorien hier das später „Traditionsbruch" Genannte zum ersten Mal sichtbar wurde. An dieser Stelle war Pater Kentenich hellwach.

In einer Zeit, in der die christliche Substanz durch das moderne Leben und die fällige Weitung dieser Substanz sowieso herausgefordert und aufs stärkste belastet war, ist durch eine kritische Haltung den bestehenden „historisch gewachsenen" Gestaltwerdungen des religiösen Lebens gegenüber der Zerfall derselben beschleunigt worden, ohne daß ebenso schnell neue Substanz entstehen konnte. Die erwähnte kritische Haltung versteht wenig oder nichts von den psychologischen Gesetzmäßigkeiten historisch gewachsenen und gewordenen Lebens. Der Grund dafür liegt darin, daß sie einseitig von der philosophisch-theologischen Idee herkommt und die relativ autonome psychologische Eigengesetzlichkeit des Entstehens und Erhaltens von Leben nicht kennt und anerkennt.

Solches Leben entsteht ohnehin nicht so leicht. Besser ist es auf jeden Fall, wenn an Bestehendem angesetzt werden kann. Pater Kentenich wollte am 31. Mai 1949 die Kirchenleitung darauf aufmerksam machen, daß die

revolutionäre Auflösung, die sowieso im Gang war und die ja dann in den sechziger Jahren wie ein Sturm losbrach, auch noch von den lehrenden, leitenden und meinungsbildenden Vertretern der Kirche selbst, ohne es zu wollen, unterstützt wird.

Es sollte aber nicht einfach und auch nicht in erster Linie das Alte bewahrt werden. Dafür war Pater Kentenich zu sehr vom anstehenden und sich immer deutlicher abzeichnenden „Gestaltwandel von Kirche und Welt" überzeugt. Auch dürfen wir nicht meinen, daß er die Vergangenheit einseitig positiv bewertete. Vor allem an die traditionelle Ausübung der Vaterschaft in Familie, Kirche, Politik ... hat er seine großen Fragezeichen gemacht. Ebenso sollte die traditionelle Marienverehrung seiner Ansicht nach mehr auf die Zentralgeheimnisse des Christentums und auf ihre ethische Dimension hin erneuert werden. Doch dies in Kontinuität zum Bestehenden.

II. DAS ANLIEGEN DES 31. MAI 1949 IM INTERESSE DER NEUEN RELIGIÖSEN KULTUR

Pater Kentenich bleibt also nicht bei der Aufgabe der Rettung des Alten stehen. Das Alte soll nicht einfach für immer festgeschrieben und übernommen werden. Keinesfalls soll dies unbedacht geschehen. Doch sollen die hinter der alten religiösen Kultur stehenden Prinzipien neu und tiefer gesehen, gerettet und neu angewandt werden. Das soll hier erörtert und auf die Thematik des heute problematisch gewordenen Zusammenhangs von Gott und Schöpfung angewandt werden.

1. Von der Schöpfung zu Gott

Beobachtungen in der Lehre Pater Kentenichs

Unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses von „Erst- und Zweitursache" werfen wir also noch einmal einen Blick auf das mit der Formel „Organisches Denken, Leben und Lieben" Gemeinte, speziell auf die beiden „Wurzel- und Radikalfälle". Zunächst zum marianischen Themenkreis.

– Pater Kentenich hat zwei Kurzformeln für das Marianische. Die eine bezieht sich auf den zentralen Platz, den Maria im Heilsgeschehen hat. Und die andere auf die Tatsache, daß Maria die personifizierte und herausragende Zweitursache ist. Beide Aussagen hängen zusammen. Wichtig für unseren Zusammenhang aber ist die zweite. Sie stellt heraus, daß von der Zweitursache auf die Erstursache geschaut wird. Wer die Zweitursache Maria anschaut, sieht in dieser die Erstursache.

– Pater Kentenich betont, daß Maria nicht wie ein Wegweiser ist, der stehen bleibt und den Wanderer von sich wegweist auf das Ziel hin. Sie geht vielmehr mit bzw. in ihr wird das Ziel (Gott, Jesus, Heiliger Geist) sichtbar. So kann man auch von ihr sagen: Ich habe Gott in einem Menschen gesehen, wie es aus der Biographie des Pfarrers von Ars bekannt ist.
– Ein zentrales Element der Schönstatt-Spiritualität ist die Erfahrung, daß Maria zum Vater-Gott führt. Es verwirklicht sich also nicht nur das klassische „zu Christus".
– Pater Kentenich legt größten Wert darauf, daß das „einfache Volk" nicht kritisiert wird, wenn es zu Maria oder den Heiligen betet und Christus oder den dreifaltigen Gott nicht eigens nennt oder hervorhebt. Nicht als ob er nicht der Meinung wäre, daß es (organisch verstandene) Weiterführungen von Maria zu Gott und Christus hin geben soll. Aber er will gesichert wissen, daß man das genannte Beten als letztlich (implizit) an Gott und Christus gerichtet betrachtet und einschätzt. Die besagten Leute würden nämlich ohne eine irgendwie geartete Beziehung zu Gott, dem alles Vertrauen gilt, nicht zu Maria beten.
– In solchen Zusammenhängen spricht Pater Kentenich von symbolhaftem Denken. Maria ist ein Symbol des Göttlichen und des Christlichen, ein lebendiges und handelndes Symbol.
– Ebenso spricht er von einem „naturhaften", „lebensmäßigen", „irrationalen" Denken, das *auch* „ganzheitlich", auch „universell" ist, also auch das Ganze sieht. Demnach ist nicht nur das abstrakte Denken mit seinen Universalbegriffen universell und sieht das Ganze. Das naturhafte Denken ist allerdings auf *seine* Weise universell und ganzheitlich. Das Ganze ist im Konkreten enthalten, ist mitgemeint, ist grundsätzlich berührt und an-gesprochen.
– Auch wenn Pater Kentenich lehrt, daß alle Frömmigkeit letztlich „angewandte Dogmatik" ist, geht es ihm dennoch nicht allein um die „Proportionen" der Wahrheiten, um die „Hierarchie" der Wahrheiten oder um ihren objektiv richtigen Platz. Gleichzeitig will er auch die subjektive Seite mitbedenken und mitformulieren. So kann seiner Meinung nach eine einseitige Hervorhebung Marias richtig gedeutet werden als ein Moment in einem Entfaltungsprozeß, der mit der Zeit weiterführen wird, wenn man die Menschen nicht von Maria loslöst. Ebenfalls als Ausdruck einer *psychologischen* Ganzheitsschau, die in Maria Gott, Christus, Heiliger Geist ... mit-sieht und mit-realisiert.
– Man wirft der Marienverehrung vor, daß sie in Maria gleichsam „Letztes" sieht. Pater Kentenich meint, daß dies von „unten" her gesehen, psychologisch gesehen, von der Zweitursache her gesehen legitim ist. *In* dem endlich gesehenen Letzten wird der Letzte (Gott) gesehen, geahnt, erlebt, nahe empfunden. Die Erfahrung des Letzten im endlichen Bereich wird zum Bild für

die Aussage, daß Gott tatsächlich der Letzte ist. Die Philosophie und Theologie, die über die psychologische Sicht (um diese geht es hier) hinausgeht und sie umgreift, wird stärker die Unterschiedenheit von Gott und Schöpfung betonen. In unserem Fall geht es aber um Psychologie. Diese muß als relativ autonom in ihren Gesetzmäßigkeiten erkannt und beachtet, als relativ autonom Gesehene allerdings dann wieder mit den Aussagen der Philosophie und der Theologie zusammengebracht werden.
– Das gleiche trifft zu für die Aussage, daß sich jemand der Gottesmutter ganz schenkt, das ganze Vertrauen in sie setzt, sie als die Größte, Schönste, Hilfreichste, Vertrauenswürdigste ansieht. Das sind alles Aussagen, die auf die Beziehung mit Gott zutreffen. Hier gilt aber wieder das eben über die Psychologie und ihre Beziehung zu einer theologischen Sicht Gesagte.
– Oder ich erinnere an die Formel „durch ihn und mit ihm und in ihm", die aus dem Hochgebet der Eucharistiefeier bekannt ist und sich auf Christus bezieht. Pater Kentenich ist der Meinung, daß sie auch auf die Liebe zu Maria angewandt werden kann, wie überhaupt auf jede Liebe. Sie ist aber dann psychologisch gemeint. Er fürchtet nicht nur nicht die Verwechslung mit der sakralen Sphäre der Liturgie, sondern nimmt diese bewußt in Kauf. Das Problem sei heute nicht, daß wir Gott eventuell nicht genügend von der Schöpfung unterscheiden, wie es die christliche Philosophie und Theologie mit Recht lehren, sondern daß wir ihn zu sehr von der Schöpfung trennen: daß die Transzendenz Gottes zu stark betont wird und seine Immanenz zu wenig. Überhaupt legt Pater Kentenich Wert auf solche „durchdringenden" Ausdrücke. Mindestens fordert er, daß anerkannt wird, daß sie grundsätzlich richtig verstanden werden können. Das heißt nicht, daß er nicht auch gleichzeitig zur Vorsicht mahnt. Doch insgesamt fürchtet er das Mißverständnis einer zu großen Annäherung von Gott und Mensch (Schöpfung, Zweitursache) weitaus weniger als das einer zu großen und allzu „richtigen" Unterscheidung. Denn diese bedeutet in unserer heutigen Kultur allzu schnell Trennung.

Im Namen der Lebendigkeit des Gottesglaubens kritisiert Pater Kentenich einen zu welt- und menschenlosen Supranaturalismus, auch wenn dieser zunächst eine „frömmere", „objektivere", „wesentlichere" Gottesbeziehung darzustellen scheint.

Was Pater Kentenich an dem Thema Marienverehrung beobachtet, kann auch an anderen Stellen der Beziehung Gott-Schöpfung beobachtet werden. So eben in dem oben genannten „organisch verstandenen Vaterbild". Daß also auch von der Beziehung zum Papst, dem Bischof, einem Ordensgründer – etwa Pater Kentenich –, einem leiblichen oder geistlichen Vater ähnlich „letzte" Aussagen gemacht werden wie von Maria. Aussagen, die „letztlich" auch nur für Gott zutreffen. Das drückt sich besonders im Ge-

horsam aus. Hier kommt der Sachverhalt noch radikaler (wurzelhafter) zum Vorschein, da es sich um einen „diesseitigen" Bezugspunkt handelt. Aber er ist deswegen auch naheliegender und symbolträchtiger, weil ja zunächst die „diesseitigen" Punkte wie Ehe, Familie, Beruf, Erfahrung des Selbst Ausgangspunkte und Orte der Gotteserfahrung sind.

„Psychologie der Zweitursachen"

Ein zentraler Ausdruck einer „organischen" Sicht der hier erörterten Wirklichkeiten ist für Pater Kentenich „Psychologie der Zweitursachen" und die Identifizierung dieser Formel mit dem „organischen Denken". (Ob allerdings beides in jeder Hinsicht das gleiche ist, müßte untersucht werden). Jedenfalls geht es darum, daß das Psychologische eine relative Eigenständigkeit hat und nicht einfach von einer philosophischen oder theologischen Sicht der Dinge eingeebnet wird.

Es geht um eine Sicht Gottes – von der Schöpfung aus gesehen – unter *Mitformulierung* des Orts, an dem der Betrachter psychologisch in ihr steht, an den er bewußt und unbewußt gebunden ist. Das ist der Sinn der „prophetischen Ding- und Menschengebundenheit".

Solche Orte befinden sich einerseits außerhalb des Menschen, sind „objektiv". Sie werden aber mitkonstituiert durch sein Innen. Sie sind deswegen auch subjektiv. Sie führen nicht rein „objektiv" zu Gott, sondern vermittelt über das, was sie „subjektiv", psychologisch im Innern des Menschen bewirken und hervorrufen. Gegenüber einer reinen Innerlichkeit der Gottesbeziehung betont Pater Kentenich sehr nachdrücklich auch ihre „Äußerlichkeit", Welthaftigkeit und Sichtbarkeit.

In diesem Zusammenhang ist das *„Gesetz der organischen Übertragung und Weiterleitung"* zu nennen. Dieses kennt zwei Bewegungen: von oben nach unten und von unten nach oben. In beiden Fällen ist es ein psychologisches „Gesetz", das allerdings ein entsprechendes philosophisches und theologisches „Gesetz" als Grundlage hat, in diesem aber nicht aufgeht. Es soll die relative Autonomie einer psychologischen Erfassung der Realitäten hervorgehoben werden, die die Theologie und die Philosophie auf ihre Weise begreift und formuliert.

Von oben nach unten gesehen, bedeutet das Gesetz: Gott überträgt auf seine Geschöpfe etwas – immer sehr Konkretes – von seiner Macht, Liebe, Weisheit ... Die Geschöpfe sollen es anderen Geschöpfen weiterleiten. Damit helfen sie, Gott offenbar zu machen.

Von unten nach oben gesehen, bedeutet das Gesetz: Der Mensch überträgt etwas von seinem Vertrauen, seiner Hingabe, Liebe ... auf manche sei-

ner Mitgeschöpfe. Diese leiten es (letztlich) weiter auf Gott, bzw. der Mensch sieht in ihnen Gott aufleuchten, soll ihn aufleuchten sehen.

So entsteht für den Menschen immer ein *„doppeltes Objekt"*, ein weiterer Ausdruck Pater Kentenichs für den hier diskutierten Sachverhalt. Gott *und* Geschöpf gehören zusammen, gehören immer zusammen. Die Hingabe, die Liebe, das Vertrauen gehören immer beiden.

Dabei kann es unterschiedliche Akzente geben. Es kann Gott (die Erstursache) betont werden und im wachen Bewußtsein stehen. Dann ist die Schöpfung aber auf alle Fälle mitgemeint. Es kann aber auch die Schöpfung, die konkrete Schöpfung (die Zweitursache), eine Stelle der Schöpfung betont werden und im wachen Bewußtsein stehen. Dann ist der andere Aspekt (Gott) „selbstverständlich", unthematisch, einschlußweise mitgemeint, mitempfunden, mitgedacht.

Das hier angesprochene Thema ist in der letzten Zeit im Zusammenhang mit der Frage nach dem *Gottesbild* neu bewußt geworden. Besonders hat hier der theologische Feminismus mit seiner Frage nach dem weiblichen Gottesbild wichtige Anstöße gegeben. Die Schöpfung, besondere Aspekte der Schöpfung dienen dem Menschen als Bild für Gott und dienen Gott als Mittel, sich dem Menschen zu zeigen. So gesehen kann auch Maria ein „Gottesbild" genannt werden. (Vgl. Greeley: Maria – die weibliche Dimension Gottes. Leonardo Boff: Maria – das weibliche Antlitz Gottes. Heinrich Dickerhoff: Ich sehe dich in tausend Bildern.)

2. Anwendung auf „Nichtglaubende"

„Von unten nach oben"

Der hier dargelegte untrennbare Zusammenhang von Gott und Schöpfung hat besondere Bedeutung für den Fall der Nichtglaubenden. Wenn wir Schönstätter oder Christen von der Schöpfung zu Gott aufsteigen, sind wir uns im allgemeinen nicht bewußt, daß wir vorher ja schon von Gott zur Schöpfung abgestiegen sind. Gott, nicht die Schöpfung, ist – mindestens für unser Denken – das Erste. Ebenso geht die durchschnittliche Pastoral von dieser Sicht aus. Wenn man als Christ von der Schöpfung zu Gott aufsteigt, ist dies eine Vertiefung der Gottesbeziehung, nicht aber eine Erst-Anknüpfung dieser Beziehung.

Weil wir Gott schon „besitzen", besitzen wir auch ein entsprechendes Gottesbild, das zwar persönliche Nuancen hat, aber im wesentlichen von der Kirche und der Tradition vorgegeben ist, in der man lebt.

Demgegenüber hat das moderne Bewußtsein (und Unbewußtsein) zunächst Gott nur sehr rudimentär in der Seele. Sein Ausgangspunkt ist die Zweitursache, die Schöpfung, der Mensch.

„Höchsterhebungen"

Die Schöpfung ist für das moderne Bewußtsein allerdings nicht einfach das reine, objektive Datum. Das mag sie für den engen Bereich der Wissenschaft sein. Und selbst dort ist sie „mehr". Überall in der Schöpfung, in der Welt, in der Seele, in der menschlich erlebten und gedeuteten Welt, an den Stellen der Bindungen gibt es für das heutige Bewußtsein und Unbewußtsein mehr oder weniger „erhobene" Stellen. Das genannte Bewußsein weiß aber meistens nicht, daß es an solchen Stellen aus der Schöpfung hinausgeht, auf Gott zugeht bzw. es ahnt lediglich irgendwie etwas davon. Wie hoch „erheben" sich solche Erhebungen? Wie sieht ein „Gott von unten" aus? Ein Gott, der in den Seelen und im Geist des Menschen *entsteht*?

In unserer säkularisierten Gesellschaft haben wir viele solcher „Erhebungen". Ich nenne die allgemein verbreitete (aktive und passive) Rekordsucht. Ebenso die quasi-religiösen Verhaltensweisen (von Statussymbolen bis hin zur Weinkönigin). Aber auch die vielen Erfahrungen des gelungenen Menschlichen. Die Vorstellungen von Sinn. Die Erwartungen des Guten. Die Liebe. Die Freude. Die Hoffnung.

Außerdem müssen wir sehen, daß die Charakterisierung „säkularisierte Gesellschaft" nur zum Teil zutrifft. „Neue Religionen" und religiöse Lebensdeutungen breiten sich schnell aus. Unsere Situation hat in diesem Punkt eine gewisse Ähnlichkeit mit der Zeit der ersten Jahrhunderte des Christentums mit ihren vielfältigsten Gottesbildungen und Gotteserfahrungen (vgl. die Rede des Paulus auf dem Zentralplatz von Athen in Apg 17 und das von ihm in den beiden ersten Kapiteln des Römerbriefes Dargelegte).

So käme es also darauf an, den Wegen der bezeichneten „Erhebungen" nachzugehen.

Einschlußweise Gotteserfahrung

Was geschieht, wenn jemand Gott überhaupt noch nicht kennt? Ab wann ist Gott in der Erfahrung der Schöpfung (der „Zweitursache") mitgemeint, mitenthalten, wie dies bei Maria gezeigt wurde?

Es handelt sich bei den eben genannten „Höchsterhebungen" um einen einschlußweisen (impliziten) Gottesbezug. Dieser muß aber entfaltet werden durch Deutung des Gott-menschlichen Gesamtzusammenhangs. Dann kann es auf einmal evident und klar werden, daß es in der Erfahrung

der Schöpfung und des Menschlichen ja Aspekte gibt, die etwas mit Gott zu tun haben, daß sich ein alter oder bisher nicht gekannter Name für Göttliches darin verbirgt. Der gefundene oder geschenkte Name, das richtige Wort wirkt dann erlösend, deutend, klärend, reinigend.

Wir können sagen, daß die meisten Menschen irgendwie religiös sind, so daß das oben genannte „doppelte Objekt" grundsätzlich gesehen ist, wenn auch der eine Pol (Gott) oft nur sehr schwach, lediglich unbewußt, halbbewußt oder gelegentlich. Er steht außerdem in Gefahr, abzusterben. Doch geht der Weg zur Vitalisierung dieses Poles über die Vertiefung der Bindung an die „Zweitursache", und zwar an den Stellen, wo die tiefsten Bindungen und Betroffenheiten sind. An den Stellen, die dem Menschen also etwas oder vieles bedeuten, etwas Unbedingtes für ihn darstellen, Sinn schenken, Höchstes, Letztes für ihn sind.

Hier ist ein Buch von Mynarek zu nennen: „Religiös ohne Gott?" (Wir sollen ja die Zeitenstimmen „weit draußen" lesen, sagt uns Pater Kentenich.) In diesem Buch lesen wir eine Reihe von Berichten, in denen Menschen ihre Erfahrungen mit dem Absoluten, dem einmalig Gültigen, dem einmalig Schönen, dem sie ganz Erfüllenden schildern. Man könnte eigentlich von Gott reden. Doch die Befragten lehnen dies ab, weil der Name „Gott" bereits mit alter Tradition und vorgeprägten Inhalten gefüllt sei. Diese seien heute unverständlich. Sie passen zu einer anderen Kultur. Außerdem sei dieser Name zum Teil verdorben. Er sei mißbraucht worden und werde weiterhin mißbraucht, um allzu Menschliches absolut zu machen. Wir können die genannten Erfahrungen Gottesbilder nennen: neue Gottesbilder oder neu erworbene alte.

Wer redet zu diesen und ähnlichen Menschen wie Paulus in Athen: Ihr verehrt, ohne zu wissen. Ich sehe, daß ihr religiöse Menschen seid? Ihr verehrt einen unbekannten Gott (Apg 17).

Von Bild zu Bild

Entsprechende Erfahrungen und Bilder verweisen wieder auf andere Erfahrungen und Bilder. Es entsteht ein Weiterverweisungszusammenhang weitgehend assoziativer Art. In diese Bildersequenz können sich „religiösere" Bilder mischen, die einen expliziteren Zusammenhang mit der eigentlich religiösen Welt herstellen. Oder es müssen in diesen Zusammenhang religiöse Bilder gewissermaßen eingeschleust werden. Oder solche, die bereits vorhanden sind, mit den nur implizit religiösen Bildern ausdrücklich in Verbindung gebracht werden. Je näher bei der „natürlichen", säkularen Wirklichkeit solche Bilder sich befinden, desto mehr sind sie geeignet, eine

Brückenfunktion zu übernehmen in den ausdrücklich religiösen Bereich hinein.

Aufstieg zu Gott

Es entstehen Bilder, ein Kosmos von Bildern. Diese weisen letztlich auf Gott hin, sind letztlich Bilder von ihm.

Von diesen aus muß dann zum Gottesbegriff (Philosophie) und zum christlichen Gott (Theologie) weitergegangen werden. Aber der Anfang ist gemacht. Gott ist grundsätzlich erreicht, wenn auch vielleicht nur der „Saum seines Kleides".

Wenn wir uns in der Geschichte nach ähnlichen Vorgängen umsehen, begegnen wir Thomas von Aquin. Auf einem philosophischen Weg steigt er zu einem ersten Beweger, zum actus purissimus, zur ersten Ursache ... auf. Dort angekommen, realisiert er eine wichtige Gleichsetzung: Das ist das, was man normalerweise Gott nennt.

Etwas Ähnliches muß und kann mit dem geschehen, was in der Seele des heutigen Menschen vor sich geht. Das, was dort an Höchst-Erfahrungen, Höchst-Bildern, Höchst-Formulierungen, Höchst-Erhebungen der Schöpfung (als erkannte, gedeutete und erlebte) gesehen wird, ist ein Bild für Gott. Im Unterschied zu der von Thomas diskutierten philosophischen Thematik haben wir es aber hier mit dem psychologischen Aufsteigen zu Gott zu tun und damit mit dem Gottesbild. Wie dem philosophischen Bemühen des Thomas der Gottes*begriff* entsprach, so dem psychologischen Vorgang das Gottes*bild*.

Auf diese Weise wird ein Gottesbild ge-*bild*et. Pater Kentenich redet vom „Lebensvorgang" Gott, vom „Lebensge*bilde*" Gott. Es geht – im individuellen wie auch im allgemeinen Bereich unserer Kultur – um eine Psychologie des Aufbauens eines vielschichtigen Gottesbildes. Es sind ja letztlich viele Fäden zu verknüpfen, bis das ganze Gottesbild in seiner Viel-fasrigkeit entsteht.

3. Epochaler Prozeß der Findung eines neuen Gottesbildes

Nach Pater Kentenich befindet sich die heutige Zeit in einer epochalen Pubertät. Das bedeutet eine allgemeine „Ich-, Du-, Wir- und Gottverwirrung". Die Zeit ist aber auch auf dem Weg einer neuen „Ich-, Du-, Wir- und Gottsuche und Gottfindung". „Ein neuer Gott wird erwartet" (Heidegger). Gemeint ist das Gottes*bild*, das zur neuen Kultur paßt. Pater Kentenich weist im Oktoberbrief 1949 darauf hin, daß eine Epoche sich dann wandelt,

wenn sich das Gottesbild wandelt. Dieses wandelt sich heute radikal. Es wird ganz neu gesucht. Dieser Wandel ist einer der Gründe der Krise.

Das heißt auch, daß die alten Gottesbilder vielfach verfallen, daß die in der Vergangenheit in diese eingebundenen Archetypen, Vorstellungen, „Höchst-Erhebungen" ... sich aus dem Gottesbild herausgelöst haben und gleichsam frei herumschwirren. Sie müssen wieder neu zusammengeordnet werden und zusammenwachsen. Gleichzeitig müssen neue Sichtweisen mitintegriert werden.

Auf Grund dieses Verfalls des Alten bleibt das Wort „Gott" als leere Hülse zurück. Dies drückt sich beim „Gläubigen" darin aus, daß Religion ihm so viel Mühe macht und zur Sache des Verstandes und des Willens wird. Bei einem anderen wirkt es sich aus im Auf-sich-Beruhenlassen der Religion. Und wieder bei anderen in Agnostizismus oder völliger Ablehnung.

Theologisch gesehen, spielt sich allerdings gleichzeitig die Geschichte von Glaube und Unglaube, von Gnade und Freiheit ab. Die heilsgeschichtliche Dimension ist aber eng verbunden mit der kulturellen. Die Heilsgeschichte spielt sich ja nicht im luftleeren Raum ab.

Dabei geht es ebenso um das individuelle Gottesbild jedes einzelnen wie um das Gottesbild einer ganzen Epoche. Doch wird ein Aspekt des neuen Gottesbildes sein, daß jeder einzelne bewußter als in der Vergangenheit auch sein individuelles Gottesbild „bildet".

Das ist auch der Weg, wie die *Kultur* selbst in Gott eingebunden wird. Nicht nur wird auf diesem Weg Gott gefunden, sondern auch die Kultur findet ihren Halt und ihre letzte Begründung. Letztlich ist eben die Kultur – das sie begleitende und durch sie hervorgebrachte Lebensgefühl und Bewußtsein, das Bild von ihr – das Gesamtgottesbild einer Epoche. Ebenso die vorgegebene Schöpfung in unlöslicher Verbindung mit der Kultur. Dabei wird sich der Ausgangspunkt für das Gottesbild der Zukunft stärker von der vorgegebenen Schöpfung weg hin zur vom Menschen gemachten Kultur verschieben.

Diese Kultur wird – bzw. ist es schon – stark welthaft, subjektiv und psychologisch orientiert sein. Die „Taufe" dieses subjektivistischen, psychologischen, pluralistischen, immanent-welthaften Lebensgefühls und Bewußtseins ist die große Aufgabe.

4. Bedeutung des organischen Denkens

Um die hier gemeinten Prozesse begleiten und deuten zu können, ist das von Pater Kentenich postulierte organische Denken notwendig. Und dies

unter dem doppelten Aspekt: Es braucht Sinn für *Prozesse*; ebenso braucht es Sinn für die *Ganzheit* eines Gebildes.

Die durchschnittliche kirchliche Pastoral bietet dafür wenig Hilfe an. Sie geht zu einseitig von der richtigen und verantworteten Aussage aus. Es fehlt eine „organische", eine psychologische Denkform.

Schluß

Es geht heute um *Neu-Evangelisierung*. Dazu hat Schönstatt einen originellen Beitrag. Dieser ist dabei nicht so sehr in dem Satz zusammengefaßt: Der Glaube kommt vom Hören. Schon eher in dem Satz: Der Glaube kommt vom Sehen, vom Erfahren, vom Riechen ... Typisch schönstättisch wäre, das richtig zu bewerten und zu deuten, was in der Seele einzelner Menschen und in der Zeit überhaupt entsteht. Sinn dafür zu haben, es behutsam zu pflegen und weiterzuführen. Damit ist die von oben kommende Linie der Verkündigung des Evangeliums nicht ausgeschlossen. Doch scheint dem organischen und pädagogischen Charisma Pater Kentenichs mehr der Weg von unten nach oben als der von oben nach unten aufgegeben zu sein.

Ebenso scheint sein Auftrag mehr in einem schöpferischen Dienst an der neuen als an der alten Kultur zu liegen. Die neue Kultur soll „evangelisiert" werden, nicht „wieder" evangelisiert, sondern zum ersten Mal evangelisiert, „neu-evangelisiert" werden.

Heinrich Hug

Bindung im Licht der Modelle Maschine oder Organismus

Es geht in diesem Artikel um psychologische und pädagogische Erkenntnisse zum Phänomen menschlicher Bindungen. Dabei soll Licht darauf fallen von den Modellvorstellungen der Maschine oder des Organismus her. Es ist ja bekannt, wie die psychologischen und pädagogischen, aber auch die theologischen und spirituellen Bemühungen, Einsichten und Mahnungen Pater Kentenichs fast wie genarrt wurden von einem *geistigen Richtungskampf zwischen den beiden Weltmodellen der Maschine und des Organismus*. Wohlgemerkt: Es ging Pater Kentenich nicht um eine Abwertung und Verteufelung des Modells Maschine. Maschine ist keineswegs ein böses Prinzip oder gar schlechthin das Böse als solches. Maschine ist Tat und Produkt des Menschen. Mechanistische Denkweise am rechten Ort und im richtigen Zusammenhang hat ihre Berechtigung, ihren Sinn und großen Nutzen für die Menschen. Es geht aber nicht an, das Modell Maschine auf Felder zu übertragen, in denen ein solcher Übertrag unpassend wäre, ja Schaden für den Menschen, die Kirche und Gesellschaft anrichten würde. Und gerade das wollte Pater Kentenich verhindern.

Bevor der Blick auf das Thema Bindungen fällt, seien etliche Bemerkungen zu den Modellen Maschine und Organismus gemacht, und zwar im Anschluß an zeitgenössische Forschungen bzw. an Einsichten Pater Kentenichs.

1. ZEITGENÖSSISCHE FORSCHUNGEN

Es ist interessant, aus der Feder zeitgenössischer Forscher Darlegungen zu lesen, die den Einsichten Pater Kentenichs recht nahe kommen. 1970 schon, also fast zeitgleich mit dem Tode von Pater Kentenich (1968), haben die amerikanischen psychologischen Forscher H. W. Reese und W. F. Overton Studien mit dem Titel „Modelle der Entwicklung und Theorie der Entwicklung“[1] des Menschen veröffentlicht. Innerhalb ihres Berichtes steht als eigenes Kapitel zu lesen: „(...) 2.4. Das mechanistische und das organismische Modell der Entwicklung.“ Sie sind zur Überzeugung gelangt, daß die gängigen psychologischen und pädagogischen (nebenbei gesagt aber auch theologischen) Systeme mühelos zurückgeführt werden können auf zwei Gruppen, die entweder vom Modell Maschine oder vom Modell Organismus ausgehen. Über 30 Seiten hin führen sie eine Gegenüberstellung durch, weisen auf zahlreiche Autoren und Veröffentlichungen zum glei-

chen Thema hin und arbeiten Merkmale der Modelle Maschine oder Organismus heraus, mit denen man ihre gewonnenen Überzeugungen kontrollieren kann.

Es ist jetzt nur möglich, in wenigen Stichworten diese Merkmale zu benennen:

Beim Maschinenmodell stellt man sich den Menschen und das ganze Universum als eine Maschine vor, die aus einzelnen Teilen besteht, welche je für sich genommen in Ruhe sich befinden, bis sie von außen durch wirkende Kräfte (Ursachen) in Bewegung gesetzt werden. „Diese Kräfte stellen die einzigen wirkenden und unmittelbaren Ursachen dar; ... Setzt man das voraus, so bedarf es nur eines kleinen Schrittes zu der Erkenntnis, daß eine vollständige Vorhersage im Prinzip möglich ist, denn die vollständige Kenntnis des Zustands der Maschine zu einem bestimmten Zeitpunkt erlaubt den Schluß auf ihren Zustand zum nächsten Zeitpunkt, vorausgesetzt, daß die dabei zum Einsatz kommenden Kräfte bekannt sind."[2] Weiter werden als Merkmale genannt: der Vorteil dieses Modells zur leichten Quantifizierung der Vorgänge und die Naivität bei der Deutung von Wahrnehmungs- und Erkenntnisvorgängen, denn Psychologie nach dem Maschinenmodell ist davon überzeugt: „Der Erkennende spielt im Erkannten keine aktive Rolle und nimmt die Welt zwangsläufig in vorbestimmter Weise wahr."[3]

Demgegenüber spielen beim *Organismusmodell* andere Merkmale eine entscheidende Rolle, vor allem folgende, die wörtlich zitiert seien: „In der Erkenntnistheorie und in der Psychologie führte dies zur Bildung des Modells vom Menschen als einem aktiven Organismus. Ein wesentliches Merkmal dieses Modells ist, daß es den Organismus selbst als aus sich selbst heraus spontan darstellt, daß der Organismus selbst als Ursache aller Tätigkeiten und nicht nur als der Ort des Zusammenspiels von Tätigkeiten erscheint, die von externen (peripheren) Kräften ausgelöst werden. Ein zweites wichtiges Merkmal des Modells ist, daß es den Menschen als eine strukturierte Wesenheit, als eine Konfiguration von Teilen darstellt, die ihren Sinn, ihre Funktion aus dem Ganzen gewinnen, in das sie eingebettet sind. Hier kommt die Kategorie der Form als eine Grundkategorie für die Analyse und das Verstehen von Verhalten ins Spiel ..."[4]

Die angegebenen Merkmale decken sich mit Einsichten Pater Kentenichs, wenn sich auch bei ihm die Begriffsprägungen anders lesen.

2. MASCHINE UND ORGANISMUS BEI PATER KENTENICH

Mir scheint, daß zwei Merkmale seines Organismusbegriffes als besonders wesentlich in den Vordergrund gerückt werden müssen, will man von diesem Modell für Bindung und Bindungspädagogik (und eine darauf aufbauende Therapie) Nutzen ziehen.

Organismus ist Leben

Einen nicht lebenden Organismus gibt es nicht. Zur Definition des Organismus gehört das Leben.

„Leben ist ein großes Gottesgeheimnis und ein reines Gottesgeschenk." Alle Definitionen des Lebens, gleich wie sie gefaßt werden, können eigentlich nur eine formale Aussage über etwas machen, das sich einer Wesensdefinition total entzieht.

Pater Kentenich befragte in Vorträgen (August 1933 vor Priestern) gleichsam Naturphilosophen nach dem Wesen des Lebens. Eine Nachschrift seiner Worte lautet so:

„Was sie zu sagen wissen, klingt zunächst sehr gelehrt; wenn wir aber tiefer schauen, ist es dieselbe Antwort: Leben, ein reines Gottesgeschenk und großes Geheimnis. Wir wissen, wie die Philosophie sich seit Jahrtausenden auseinandergesetzt hat mit dem Leben ... Kardinal Mercier sagt: All die neueren Definitionen mögen dies oder jenes stärker hervorheben, aber unübertroffen ist immer noch die von Aristoteles, in der Weiterentwicklung durch Thomas: actio immanens, movere seipsum. Die mittelalterlichen Mystiker geben uns dafür die deutsche Übersetzung: actio immanens = innebleibende Tätigkeit. Wir sagen heute: movere seipsum = Selbstbewegung ... Da haben sie das Leben wissenschaftlich abgegrenzt. Wissen Sie jetzt das Wesen des Lebens? Nein, denn in der Definition ist das Leben nur abgegrenzt gegenüber dem, was nicht Leben ist. Aber über das Leben selbst hat sie uns nur gesagt, daß es ein reines Gottesgeschenk und großes Geheimnis ist. Wie gut tut uns das, daß wir in unserer nächsten Umgebung immer von Geheimnissen umgeben sind!"[5]

Wir werden dieses Merkmal vom Leben des Organismus dann wieder aufgreifen, wenn wir Bindung als Organismus deuten werden. Hat man einmal begriffen, daß Bindung eine Funktion des Lebens selbst ist, dann wundert man sich nicht mehr darüber, daß sich Pater Kentenich scheut, den Schein einer eigenständigen Definition des Wesens von Bindung zu liefern; so, wie man das Wesen des Lebens nicht definieren kann, so kann man auch das Wesen von Bindung nicht eigentlich definieren, denn es ist das Geheimnis des Anfangs.

Organismus ist Wachstum

Das zweite Merkmal eines Organismus, auf das aufmerksam gemacht werden soll, ist sein Wachstum. Ein Organismus wächst von innen. Die Aufbaustoffe werden zwar von außen bezogen, doch in einem inneren, aktiven Stoffwechsel abgebaut, zerlegt, zerkleinert und dann sich so eingefügt, daß von dem ursprünglichen „Salatkopf" auch gar nichts mehr zu sehen ist. Durch den „Stoffwechsel", der das Wachstum des Organismus bewirkt, wird das ursprüngliche „Nebeneinander" von Organismus und Nahrungsmittel überwunden und zu einem „Ineinander neuer Art" verändert. Die frühere Umwelt des Organismus ist damit in ihn selbst einverleibt, ist in die Ganzheit des Organismus aufgenommen. Bindung ist danach nicht vergleichbar der Anbindung eines jungen Bäumchens an einen Pfahl solange, bis der Pfahl überflüssig geworden ist; Bindung ist vielmehr eine Art von „Einverleibung", „Verinnerlichung".

Ein Organismus wächst langsam und rhythmisch ...

Ein Organismus wächst gleichzeitig und ganzheitlich. Alles, was in einem bestimmten Augenblick der Lebensgeschichte eines Organismus vorhanden ist, wächst gleichzeitig und ganzheitlich; nicht Teile verändern sich, sondern das Ganze, wenn auch (nach einer anderen Gesetzmäßigkeit) nicht gleichmäßig. Sicherlich ist die präformistische Deutung des Organismus falsch gesehen; es tauchen neue Fähigkeiten und neue Teile eines Organismus im Laufe seiner Entwicklung auf ...

Ein Organismus wächst nicht gleichmäßig. Leben bewegt sich organisch einseitig; Leben enthält innere Spannungen zwischen verschiedenen Tendenzen, zum Beispiel der Tendenz zur Beharrung und der anderen, gegenläufigen zum Weiterwachsen. Diese immanenten Spannungen des Lebendigen bringen Krisen und Sprünge mit sich.

Ein Organismus wächst aus einer organischen Ganzheit in eine organische Ganzheit. Im Wesen, in der Form, im Bauplan eines Organismus selbst liegt es begründet, daß er wächst, und zwar (nach den Beobachtungen von Pater Kentenich) „aus einer organischen Ganzheit in eine organische Ganzheit". Dabei ist der Unterschied zur Maschine evident. Die Maschinenteile sind vor der Endmontage der Maschine fertiggestellt und werden dann so zusammengesetzt, daß der Zweck dieser Maschinenganzheit erreicht werden kann. Anders beim Organismus: Er wird nicht erst von außen durch das Zusammensetzen von Einzeldingen zu einer Ganzheit gemacht, sondern er entsteht als Ganzheit und ist vom ersten Augenblick seines Daseins an ent-

weder nicht oder eben als Ganzheit vorhanden. Im Samen ist der Organismus vorhanden; die Verschmelzung zweier Zeugungszellen schafft eine neue Ganzheit, die man mathematisch nicht so darstellen kann: 1 + 1 = 2, sondern so:
1 + 1 = 1. Man spricht nicht mehr vom Nebeneinander der Teile, sondern vom Ineinander der Teile ... Man muß (und zwar keineswegs nur gleichsam poetisch) das Wesen eines Organismus im Geheimnis seines Anfangs sehen. Ein Organismus beginnt als Ganzheit, oder er beginnt nicht. Deswegen gibt es nicht die Konstruktion oder das Machen eines lebenden Organismus, sondern nur die Weitergabe des Lebens.

3. ZUM PHÄNOMEN DER BINDUNG

Die fundamentalste Unterscheidung bei Pater Kentenich ist die zwischen mechanischer und organischer Bindung.

Philosophische Vorüberlegungen (a priori)

Pater Kentenich hat einen Begriff eingeführt, der seine Vorstellungen von den Bindungen des Menschen präzise wiedergeben soll, nämlich den Begriff vom „Bindungsorganismus". („Der normal gewachsene Mensch braucht einen Organismus von Gebundenheiten: lokalen, personalen und ideenmäßigen Gebundenheiten." – „Der Mensch muß in einem Bindungsorganismus zu Hause sein. Und in dem Ausmaß ist er gesund, als ihm dieser Bindungsorganismus zuteil wird.")[6]

„Bindungsorganismus" wäre wohl ein Organismus, in welchem Personen, Sachen, Orte, Bräuche, geistige Werte, kurzum unterschiedlichste Seinsarten nicht nur von außen in einem Nebeneinander aneinander gebunden sind (Bindungsmechanismus), sondern ein echtes Ineinander eines eigenartigen, eigenständigen „Lebewesens" darstellen. Wie ist ein solches Gebilde überhaupt als Wirklichkeit zu denken und möglich?

Die Herstellung eines Bindungsmechanismus ist relativ leicht vorstellbar. Sie geht nach dem bekannten Verfahren vor sich: Der planende und organisierende Geist des Menschen entwirft und setzt ein Ziel und bringt zu dessen Erreichen die notwendigen, wirkenden Kräfte in einen Zusammenhang. (So entsteht ein Verein, der sich die nützlichen sachlichen und personellen Mittel beschafft, um das Vereinsziel verfolgen zu können, getreu den Regeln der Vereinssatzungen.)

Ein Bindungsorganismus muß prinzipiell etwas anderes sein, sonst hat der Begriff keinen Sinn. Einen fließenden Übergang vom Mechanismus zum Organismus gibt es logisch nicht. Das Typische und Erstrebenswerte dieses Bindungsorganismus ist das seelische Ineinander seiner Teile, so daß

der Organismus zu einem spezifischen neuen Sein geworden ist, an welchem die Gesetzmäßigkeiten des lebendigen Organismus sich verwirklichen.

Ein Bindungsorganismus ist ein Organismus, dessen Teile einen Selbstand haben, zusammengenommen aber doch wieder in analoger Weise ein Lebewesen sind, das von den Gesetzmäßigkeiten des Lebendigen gesteuert wird. Dieser Organismus lebt und wächst also von innen und durch verschiedene Phasen hindurch aus einer jeweiligen organischen Ganzheit in eine immer wieder neue organische Ganzheit hinein.

Das Problem eines Bindungsorganismus ist also der Anfang, denn entweder fängt er als Ganzheit an, oder aber er fängt überhaupt nicht zu leben an. Von hier her mag man verstehen, warum Pater Kentenich während der Pädagogischen Tagung 1951 sagen konnte, ohne dabei einer lyrischen Anwandlung zum Opfer zu fallen: „Es ist ein Geheimnis, daß Menschen sich an Menschen überhaupt binden können." Das ist der Hinweis auf den Anfang. Jedes Leben fängt als lebendige Ganzheit an, deren Werden ein prinzipielles Geheimnis ist. Bindung ist ein Wesensmerkmal des Lebens als solchem. Und wenn das Wesen des Lebens „ein großes Gottesgeheimnis und ein reines Gottesgeschenk" ist, das nicht definiert werden kann, dann gilt dasselbe auch vom Phänomen der Bindung. Man wird deswegen bei Pater Kentenich vergebens nach einer Definition von Bindung suchen.

Beobachtungen (a posteriori)

Die bisherigen Überlegungen auf der Grundlage des Modells eines Organismus von Bindungen gipfelten in der theoretischen Forderung, daß ein Bindungsorganismus als organische Ganzheit beginnen muß; sonst bleibt es bei einem – wenn auch vielleicht recht engen – äußerlichen Nebeneinander. Liest man in den Forschungsberichten der Psychologenschulen, die sich mit dem Bindungsverhalten von Tier und Mensch befassen (es seien die Schulen Bowlby, Großmann und andere genannt) nach, dann wird über diesen wesentlichen Punkt geschwiegen. Man kann durch sie über das Werden oder die Herstellung der Bindung des Kindes an ein Bindungsobjekt, zum Beispiel an die Mutter, orientiert werden, wobei folgender Eindruck erweckt wird: Man geht stillschweigend von der Annahme aus, daß zunächst einmal zwischen dem Kind und einer x-beliebigen Betreuungsperson kein Band besteht, das man als Bindung bezeichnen könnte. Das Kind, das zur Welt kommt, ist an nichts und niemand gebunden. Es hat zwar erste Eindrücke im Mutterschoß gehabt und bringt die Bindungsfähigkeit mit. Erst allmählich aber, in einem oft beschriebenen Vorgang von zunehmender Aktivität über die ersten Wochen und Monate seines Lebens hinweg, bildet das Kind – als Reaktion auf die Fürsorge – seine Bindung an Bindungsobjek-

te aus. Gebunden, so scheint es, ist es jedenfalls vor diesem Prozeß in den ersten Monaten nach der Geburt nicht. Wir wollen die Frage stellen: Muß man die Entwicklung des Kindes und seiner Bindung so deuten, wie sie beobachtet und beschrieben wurde? Liegt eine andere Deutung auf der Grundlage des Organismusmodells nicht näher?

Die hier vorgelegte Deutungshypothese lautet so: Im Augenblick der Zeugung entsteht das Leben des Menschen als eine Ganzheit, die vom ersten Augenblick an verschmolzen ist mit seiner Umwelt. Die ersten Erlebnisse und Eindrücke, die dieser Organismus im Mutterschoß erfährt und die vielleicht von außen gar nicht als soche registriert und nachgewiesen werden können, sind immer schon Ganzheitserfahrungen. Nie erlebt sich der werdende Mensch isoliert und getrennt von seiner Umwelt. Immer erlebt er sich total umschlossen und gebunden an und in einer Umwelt. Diese Umwelt ist gleichsam eine geschlossene Kugel, in deren Hülle es keine Leerstelle, kein „offenes Loch" gibt. Total umschlossen erlebt und erfährt das Kind räumlich und seelisch von allen Seiten, ausnahmslos eine Umhüllung, einen Reiz von außen; über die werdende Körperhaut wirkt ein allseitiger, mechanischer Druck auf das Kind, der an keiner Stelle ein „Nichts" kennt ... Frage: Ist der unvermeidbare Geburtsschrei vielleicht die erste deutliche Absage an den drohenden Verlust dieser Totalbindung, die im Augenblick der Geburt vorhanden ist? Wir stellen fest, daß das Kind in den ersten Wochen und Monaten nach seiner Geburt unterschiedslos allen Personen zulächelt, die sich ihm zuwenden. Das heißt doch: eine nachweisbare Bindung zur totalen Welt um das Kind herum ist gegeben. Nach den Organismusgesetzen wächst diese ganzheitliche Bindung auch ganzheitlich, was sich dann um den 8. Lebensmonat herum in der bekannten Weise deutlich zeigt: Einerseits hat das Kind aus der anfänglich undifferenzierten Totalbindung an die totale Umwelt nun einzelne Wirklichkeiten (wie zum Beispiel die Mutter und das erste eigene Spielzeug) ausdifferenzieren können und wehrt sich gegen den Verlust dieser Bindungsobjekte (es „fremdelt"), andererseits wird es voller Neugier dahin gedrängt, über den Rahmen der bekannten Objekte hinaus Neuland zu erkunden. Die dynamische, lebendige Bindung des lebenden Organismus eines Kindes an die Totalität der Wirklichkeit äußert sich in diesen beiden Aktivitäten, die jedoch nur die zwei Seiten ein und derselben Medaille sind: dem Spezifischen und Bekannten gegenüber als Festhaltenwollen und dem Unbekannten gegenüber als transzendierende Neugier, als Suchen und als Tendenz, sich immer die gesamte Welt einzuverleiben. Will man die Neugier eines Kindes über den Rahmen der gefundenen konkreten Bindungsobjekte hinaus nicht als schon vorhandene Bindung an noch Unbekanntes, das in der ersten Totalbindung symbolhaft enthalten war, verstehen, wie will man es dann erklären? Woher „weiß" ein unerfahrenes Kind, daß es über die konkreten ersten

Bindungsobjekte hinaus noch anderes suchen will? Suchen kann man nur, was man kennt und an das man in irgendeiner Form gebunden ist. Suchen und Finden setzten Kennen und Bindung voraus.

4. KONSEQUENZEN FÜR DIE BINDUNGSPÄDAGOGIK

Da Pater Kentenich in allen Bereichen, die mit dem Leben des Menschen zu tun haben, das Modell vom lebendigen Organismus zugrunde legt, entspricht es seinem Denken, eine Wirklichkeit immer in ihren vielfältigen Beziehungen und Zusammenhängen zu sehen. So ist es auch im Bereich seiner pädagogischen Lehren: Jeden Begriff muß man von mehreren Seiten aus anschauen, um die Fülle zu entdecken. So gesehen erscheint uns Bindungspädagogik in vierfachem Licht.

4.1 Bindungspädagogik als Ursprungspädagogik

Wenn Bindung wesentlich das Geheimnis des Anfangs und Ursprungs ist, dann muß Bindungspädagogik dafür sorgen, daß in keinem Augenblick der menschlichen Entwicklung Erlebnisse sich vom gewachsenen Organismus und seinem Ursprung abspalten. Bindungspädagogik versucht, den Zusammenhang aller Lebensregungen und Aktivitäten mit der Vergangenheit, dem Ursprung, zu garantieren. Ursprungstreue ist ein Wesensmerkmal des Lebendigen. Bruch mit der Vergangenheit, Bruch mit den frühesten Anfängen eines lebenden Organismus ist gleichbedeutend mit dessen Tod. Jede Aktivität eines Menschen, die nicht mehr den erlebnismäßigen Zusammenhang mit seinem Ursprung festhält, führt zu einer Abspaltung bzw. zu einer aufgesetzten, unechten Maske, die das Leben über kurz oder lang verdorren läßt. So gesehen beschäftigt den Pädagogen ständig die bohrende Frage: wie werden neue Erlebnisse eines Menschen zu Bindungen, die Bestand haben können? Eine erste Antwort auf diese Frage ist wohl diese: Sollen Erlebnisse über ein mechanistisches Nebeneinander, das rasch wieder verflüchtigt ist, hinausgehen, dann müssen sie Ursprungserlebnisse und Ursprungsbindungen assoziieren und integrieren können. Auf der Pädagogischen Tagung 1951 sagte Pater Kentenich: „Für das praktische Leben gilt folgende Konsequenz: Die ersten Vorstellungen und Eindrücke sind richtunggebend für das ganze Leben eines Kindes. Es ist wie bei einem Faß. Es behält den Geruch von dem, womit es zuerst gefüllt wurde. So lassen sich aus der Seele eines Menschen die ersten Eindrücke niemals ganz entfernen, freilich die späteren auch nicht. Die ersten sind aber deswegen richtunggebend für das ganze Leben, weil all die anderen kommenden Vorstellungen und Eindrücke assoziiert, verknüpft werden mit den ersten Vorstellungen. Assoziationszentrum der Vorstellungen: erste Eindrücke, Regungen, Empfindun-

gen assoziieren sich also mit den kommenden Vorstellungen."[7] Die Verknüpfung aktueller Erlebnisse mit den Ursprungserlebnissen des Menschen geschieht gleichsam „automatisch". Doch lehrt die Erfahrung, daß aktuelle Erlebnisse ganz bestimmte Qualitäten haben müssen, damit diese Verknüpfung geschehen kann; sonst bleiben sie beim Menschen, wie er ist, leicht von seiner Vergangenheit abgespalten und damit flüchtig und wertlos. So garantiert in einer Gemeinschaftspädagogik die Feier eines Jubiläums noch lange nicht die lebendige Verbindung und das Lebendigwerden des Ursprungs. Auch die Feier eines Jubiläums (das gilt auch für die Feier der Eucharistie als Versuch, den Ursprung zu berühren) kann sehr mechanisch sein, nur dem abgekoppelten Willen und einer totgelaufenen Traditions- und Formenbindung entspringen. Die Kunst einer echten Bindungspädagogik kann jedoch nie auf die Lebendigerhaltung des Ursprungs verzichten.

4.2 Bindungspädagogik als Kindlichkeitspädagogik

Leicht fällt es auf, wie sehr in der Pädagogik Pater Kentenichs Kindsein, Kindwerdung und Kindlichkeit Erziehungsziele sind. Das hängt mit dem Verständnis des Lebens als einem Organismus zusammen. Der Ursprung eines jeden Lebens liegt in seiner Kindheit. Für die Bindungspädagogik enthält dieser Zusammenhang wenigstens zwei Folgerungen: Die eine ist die Forderung nach dauernder Personalisierung. Ein Kind ist niemals Kind für sich, sondern immer nur Kind, bezogen auf Bindungsobjekte, besonders bezogen auf Vater und Mutter. Mit vollem Recht kann man feststellen: In jedem erwachsenen Menschen ist verborgen das Kind erhalten geblieben, wenn er die Verbindung zu seinem Ursprung nicht verloren hat. Deswegen hat Pater Kentenich als Bindungspädagoge aus der Beobachtung des Kindes in seiner Bindung an Eltern vier Testfragen für erwachsene Menschen entwickelt, mittels derer man feststellen kann, ob im Erwachsenen noch die Rückbindung an den Ursprung erhalten geblieben ist oder nicht. Formulierung und pädagogische Nutzbarmachung dieser Testfragen stellen einen Höhepunkt in der Praxis und Theoriebildung Pater Kentenichs als Pädagoge dar.

Erste Testfrage: Wem gehört das Kind? Antwort: Dem Vater, der Mutter! Jedes Kind muß und will jemand gehören, und zwar eindeutig und zentriert. Beobachtet man eine Schar von erwachsenen und kindlichen Spaziergängern, dann wird man ziemlich bald erkennen, welches Kind zu welchem Vater und zu welcher Mutter gehört: sobald ein Kind unruhig, bekümmert, krank oder müde ist, strebt es seinem Mittelpunkt zu, zu dem es gehört. Und jeder Fremde, der ein kleines verlassenes Kind findet, legt

ihm als erste Frage diese vor: Wem gehörst Du, wem gehört das Kind? Die Antwort wird eindeutig ausfallen.

Zweite Testfrage: Was bedeuten der Vater und die Mutter für das Kind? Antwort: Alles! Vater und Mutter bedeuten für das kleine Kind alles. Ohne sie kann es nicht leben, nicht aktiv sein; ohne sie stirbt es. Jedes geliebte Kind wird freudig auf die entsprechende Frage antworten: Vater und Mutter bedeuten mir alles! Das zeigt sich natürlich am deutlichsten in Krisensituationen, bei Trennung und Verlust der Nähe.

Dritte Testfrage: Was bedeutet das Kind für den Vater und die Mutter? Antwort: Nichts und deswegen alles! Jedes geliebte Kind wird auf die gestellte Frage spontan und glücklich antworten: Ich bedeute meinen Eltern alles; ohne mich wollen sie nicht leben; ich bin ihr Schatz! Und weiter: Deswegen werden sie in einer Krisensituation – wenn ich krank bin – alles im Stich lassen und für mich da sein: auf sie kann ich mich absolut verlassen und auf sie vertrauen, besonders deswegen, weil ich hilflos und aus mir nichts bin, aber weil sie gut sind.

Vierte Testfrage: Was dürfen der Vater und die Mutter mit dem Kind machen? Antwort: Alles! Der Vater darf mich in die Luft werfen, er darf mich aus dem Fenster halten: alles ist lustig und schön, prickelnd und beseligend, weil ja alles Zeichen seiner Liebe sind! So empfindet ein geliebtes und total gebundenes Kind.

Ein Kind, das diese vier Testfragen besteht, ist auf dem Weg zur menschengemäßen inneren Freiheit des Willens und der Eigeninitiative. Es kann frei und folgsam zugleich sein.

Die zweite Folgerung aus dem Zusammenhang von Bindungspädagogik und Kindlichkeitspädagogik ist die Forderung zur Vereinfachung. In einem aszetischen Zusammenhang, in Exerzitienvorträgen mit dem Ziel einer Förderung der Bindung an Gott, sagte Pater Kentenich: „Einfach sein im Verkehr mit Gott! Ich darf denen Glück wünschen, die viel Verkehr mit Kindern haben. Den Kindern muß man es vormachen, und deswegen lernt man es. Je einfacher, desto besser! Sie werden sehen, je reifer die Seele ist, desto mehr ist sie in einem einfachen Liebesaffekt bei Gott. Die Heiligen ... lebten monatelang aus einem einzigen Affekt. Nehmen Sie den heiligen Franziskus: Mein Gott und mein Alles! ... Wir vertreiben den Geist Gottes, weil wir zu stark am Formalismus hängen ...; das Prinzip heißt: Je urwüchsiger, desto besser! Ich muß mit dem lieben Gott verkehren wie ein Kind mit dem Vater, ‚wie der Schnabel gewachsen ist', auch wenn es nicht im Buche steht. Die Bücher können für andere geschrieben sein! ... Wollen Sie die relative Einfalt des Kindes noch klarer haben, dann dürfen Sie vielleicht für

Einfalt einmal einen anderen Ausdruck setzen. Wir gelangen überhaupt besser zu einer Klärung, wenn wir mit Ausdrücken spielen. Das einfältige Kind wird auch gerne naiv genannt ... Gehen Sie einmal der Sprachwurzel nach und fragen Sie nach dem Lebensvorgang. Was heißt ‚ein naiver Mensch'? Naiv kommt von nativum. Was heißt das? Naturwüchsig, mit der Natur verbunden. Es ist selbstverständlich nur die Natur gemeint, insofern sie von der Erbsünde nicht belastet wird, also die edle Natur. Der naive Mensch ist also ein Mensch, der das urwüchsig-naturwüchsige Edle in urwüchsiger Weise in sich entfaltet hat ... Eine Gesellschaft muß großes Gewicht darauf legen, daß sie viele urwüchsige Naturen bewahrt. Man sagt sonst dafür auch originelle Naturen. Hätten wir mehr originelle Naturen, hätten wir mehr naive Menschen im rechten Sinne ..."[8] Was hier über das Verhältnis zu Gott gesagt wurde, das ist sinngemäß übertragbar auf alle Bindungsbereiche: eine organische Bindungspädagogik sucht stets die Verbindung zum Ursprung aufrechtzuerhalten, deswegen sorgt sie für Urwüchsigkeit, Naivität, Pietät und Ehrfurcht vor allem Leben.

4.3 Bindungspädagogik als Symbolpädagogik

Eine nächste Folgerung scheint zunächst rein terminologischer Natur zu sein. Für Pater Kentenich ist Bindungspädagogik gleichbedeutend mit Symbolpädagogik. Das ist wohl von der Sache her so zu verstehen: Im Rahmen eines Bindungsorganismus ist die konkrete Bindung an ein bestimmtes Bindungsobjekt niemals nur die Bindung an dieses: jedes Objekt ist gleichzeitig Symbol für etwas anderes, letztlich für die Totalität aller Wirklichkeiten. In der Sprechweise Pater Kentenichs ist das gemeint mit der Gesetzmäßigkeit der „organischen Übertragung und Weiterleitung". Nach sorgfältiger psychologischer Beobachtung und nach theologischen Überlegungen konnte Pater Kentenich sagen, daß bei seelischen Bindungen jedes Bindungsobjekt nicht nur als dieses eine erlebt wird, sondern immer gleichzeitig als ein Symbol. Auf ein solches Symbol sind gleichsam Hinweise auf etwas anderes, nicht unmittelbar Vorhandenes, übertragen und draufgesattelt. (Beispiel: In Abwesenheit des Vaters setzt sich das Kind gerne auf den Stuhl des Vaters. Damit behält der Stuhl seinen Eigenwert als Sitzgelegenheit für das Kind, er bekam jedoch damals auch einen Symbolwert übertragen, als das Kind den Vater auf ihm sitzend erlebte. Jetzt haftet dem Stuhl eine vermittelnde Funktion auf den abwesenden Vater hin an.) Demgemäß geschieht in jeder Bindung von ihrem Wesen her gleichzeitig eine Weiterleitung an Symbolisiertes. Wir haben behauptet, daß im Mutterschoß eine Totalbindung des Kindes an die gesamte Umwelt geschehen ist, die sich dann allmählich erlebnismäßig ausdifferenziert. Dieser Ausdifferenzierungsvorgang beinhal-

tet auch das Erleben des Konkreten, das Hinweis und Symbol für anderes ist.

Bindungspädagogik im organischen Verständnis sieht demnach ihre vordringliche Zielsetzung nicht nur darin, Bindungen an diese oder jene Objekte zu ermöglichen, sondern vor allem darin, bei diesem Vorgang eine erlebnismäßige Abspaltung des Symbolisierten von der erfahrbaren konkreten Wirklichkeit zu verhindern. Diesen Abspaltungsprozeß nehmen wir heutigen Tages ja ständig wahr, so daß das ursprüngliche organische Verhältnis zur Welt zu einem reduzierten, mechanischen wird. Insbesondere bei Kindern in ihrer ersten Schulzeit geschieht dieser tragische Abspaltungsprozeß. Danach ist jedes konkrete Erlebnis nur noch das Erlebnis und die Berührung dieses Baumes, Autos usw. und sonst nichts. Für die Mehrzahl der bundesdeutschen katholischen Kinder in der Zeit der Vorbereitung auf die Erstkommunion ist die Spaltung des eucharistischen Brotes weg von der unsichtbaren Person Jesu bis zum Erstkommuniontag längst geschehen (weshalb man sich dann nicht wundern muß, wenn für diese Mehrzahl der Erstkommuniontag zur Abschiedsfeier von der Kirche wird). Nach all dem erhebt sich die Forderung, die Bindungspädagogik im Blick auf das Kind vor der Pubertät neu als organische Symbolpädagogik zu konzipieren. Dabei wird man darauf achten müssen, daß Symbolpädagogik nicht zu einem Symbolismus wird, der wiederum nur in Ideenkonstruktionen verbleibt und den urwüchsigen und ursprünglichen Erlebnishintergrund des Kindes nicht berührt.

4.4 Bindungspädagogik als Bewegungspädagogik

Nicht nur die Vergangenheit und die dauernde Rückbindung des Menschen an seine echte Geschichte als Organismus ist ein Thema der Bindungspädagogik. Gleich wesentlich ist die organische Integration der Zukunft in das Jetzt. Oben (bei Bindungspädagogik als Ursprungspädagogik) lautete die Frage: wie müssen aktuelle Erlebnisse geartet sein, damit sie zu Bindungen (an den bisherigen Bindungsorganismus) werden? Jetzt verschiebt sich der Fragepunkt und lautet dann so: wie müssen aktuelle Erlebnisse geartet sein, damit sie nicht nur die Vergangenheit integrieren, sondern auch die Zukunft? Anders ausgedrückt: wie kommen wir von Bindungen zu Erlebnissen und neuen Bindungen?

Es gehört zum Wesen eines Organismus, daß er vom ersten Augenblick seines Werdens an die Ausrichtung auf die Zukunft in sich trägt. Psychologisch wird das erlebbar als Sehnsucht, Vorstellung, Erwartung, Hoffnung, Zukunftstraum, Vision, Ideal. Die Vollendungsgestalt lockt und reizt, das je Bessere wird angestrebt. Deswegen drängt die Seele dauernd dazu, sich zu erweitern und konkrete Wirklichkeiten, die sie bisher nicht kennt, einzu-

verleiben. Bewegungspädagogik will nun die Bindung an die zukünftige, jetzt schon erstrebte relative Vollkommenheit erreichen. Sie hat bewußt oder unbewußt ein Zielbild und sucht danach, auf welchem Wege sich der Organismus in organischer Entwicklung auf diese Zielgestalt hin bewegen läßt.

Aus dem reichen pädagogischen Erbe Pater Kentenichs scheint diese Bewegungspädagogik etwas vom Originellsten zu sein, das jedoch bisher kaum eine entsprechende pädagogische Schule geprägt hat. Bindungspädagogik ohne diesen ruhelosen Blick in die Zukunft, ohne die dauernde Aktivität des Lebens auf Verwirklichung von Zielen in der Zukunft hin, erdrosselt das Leben und reißt es von seiner Quelle ab: es erstarrt zur Anbetung der Form ohne Leben. Es wäre deswegen nützlich, die Erziehung des Kindes und Erwachsenen unter dem Gesichtspunkt einer organischen Bewegungspädagogik darzustellen.

Eine knappe Schlußbemerkung: Die Feststellung und Behauptung dürfte wohl nach den bisherigen Ausführungen nicht mehr verwundern, daß die therapeutischen Bemühungen um seelisch leidende Erwachsene in Theorie und Praxis recht unterschiedlich ausfallen, je nachdem von welchem Modell man insgeheim ausgeht, ob vom Maschinen- oder vom Organismusmodell. Es übersteigt den zur Verfügung stehenden Raum, diesen Zusammenhang hier auszubreiten.

Anmerkungen

1 Hayne W. Reese & Willis F. Overton, Entwicklung und Theorien der Entwicklung, in: Entwicklungspsychologie der Lebensspanne, deutsch hrsg. von Paul B. Baltes, Klett-Cotta, Stuttgart 1979, SS. 55-86

2 Ebenda S. 72

3 Ebenda S. 73

4 Ebenda S. 74

5 P.J. Kentenich, Tagungsnachschrift der Vorträge vom August 1933 mit dem Titel: Marianische priesterliche Lebensweisheit, nicht ediert S. 7 f.

6 Ders., Daß neue Menschen werden, Schönstatt-Verlag, Vallendar-Schönstatt 1971, S. 184 f.

7 Ebenda S. 187

8 Zitate aus P.J. Kentenich, Kindsein vor Gott, Patris-Verlag, Vallendar-Schönstatt 1979, SS. 148-163

KLEINER LITERATURBERICHT

Orientierung im religiösen Pluralismus

Mit dem Titel „Unterscheidung" präsentieren der Grünewald-Verlag Mainz und Quell-Verlag Stuttgart seit 1988 eine Buchreihe, die sich die christliche Orientierung im religiösen Pluralismus zum Ziel gesetzt hat (Untertitel). Als Herausgeber zeichnen Reinhart Hummel und Josef Sudbrack SJ als „Mitglieder der beiden großen Kirchen" verantwortlich. Einleitend zu jeder der inzwischen zehnteiligen Serie heißt es: „Wo christlicher Glaube lebt, lebt auch der Mut zum Unterscheiden." Mit diesem Selbstverständnis wird eine Tradition aufgenommen und fortgesetzt, die von Paulus (1 Kor 12,10) bis zu unserem Jahrhundert reicht, wie in Karl Barths „Nein" und der „Unterscheidung des Christlichen" bei Romano Guardini. Dabei wissen die in die heutige Kulturszene Eingeweihten, daß der Mut zur Unterscheidung kaum einmal in einem Kulturraum mit einer derartigen Vielfalt religionsnaher und -ähnlicher Ideen, Riten und Praktiken konfrontiert wurde wie heute in dem der westlichen Industrie- und Konsumnationen. Die Begründung hierfür fassen die Herausgeber wie folgt zusammen:

„Die Zeit des Glaubens an die Machbarkeit aller Dinge, des blinden Vertrauens in Wissenschaft und Technik, ist vorbei. Die Zukunft des Menschengeschlechtes ist dunkel geworden. Der Fortschrittsoptimismus ist umgeschlagen in Skepsis und Angst. Das ist der Boden, aus dem neue religiöse und weltanschauliche Phänomene erwachsen: Diffuse Trends, neue Bewegungen, rettende Archen. Der alte Machbarkeitsglaube sucht nach neuen Hebeln: Nach Therapien und Techniken der Bewußtseinsveränderung, nach esoterischen Erkenntnissen und okkulten Hilfen zur Lebensmeisterung. Aber auch die Sehnsucht nach Transzendenz und Geheimnis meldet sich, das Verlangen nach metaphysischer Geborgenheit und religiöser Heimat."

Der aus dieser Zeitsituation entstandene religiöse Pluralismus wird jedem geistig und religiös wachen Christen zur Herausforderung und Aufgabe. Die in Pater Kentenichs Denk- und Lebensweise Geschulten erkennen unschwer aus dem Einleitungstext der Herausgeber Parallelen in der Einschätzung einer solchen Situation: „Wem das Religiöse am Herzen liegt, der ist dankbar für die *Zeichen der Zeit* und erkennt hinter der zeitbedingten religiösen Welle etwas Tieferes, daß nämlich der Mensch *‚unrettbar religiös'* ist. Er wird diese Zeichen der Zeit ernst nehmen und damit rechnen, daß Gottes Geist und Wirken auch jenseits der Grenzen des verfaßten Christentums spürbar sind."

Um ein entsprechendes Verständnis der verwirrenden Vielfalt gegenüber zu vermitteln und für eine angemessene Dialogfähigkeit zu disponieren, haben sich die Herausgeber auf folgende Selektionsvorgaben festgelegt, die dem Leser zugute kommen:

- eine begründete Darstellung der angesprochenen Phänomene, garantiert durch die „Sachkunde des Verfassers",
- eine Darbietung in Sprachstil und Aufmachung, die auch dem „Leser ohne Fachbildung" den vollen Zugang ermöglicht,
- eine durch „das engagierte Urteil der Autoren" gesicherte Hilfe zur Unterscheidung und Entscheidung und
- eine Grundeinstellung auf seiten der Verfasser, die
  „*Ehrfurcht vor fremder Religiosität*" gewährleistet,
  die „*Bereitschaft, zu lernen und sich selbst zu korrigieren*" sowie
  die „*Achtung vor jedem Menschen*", orientiert am Beispiel Jesu, einschließt.

Wer mit den neuen religiösen und weltanschaulichen Entwürfen und Bewegungen ins Gespräch zu kommen sucht, „*behutsam, verstehend, zugleich kritisch wach und christlich engagiert*", der sollte zu dieser Reihe greifen, um sich für einen solchen Dialog kundig zu machen.

Im folgenden sollen fünf Bücher aus der Reihe „Unterscheidung" näher vorgestellt werden, die sich speziell mit der modernen Esoterik auseinandersetzen, diese themenspezifisch hinterfragen und sich dabei gegenseitig ergänzen.

OKKULTISMUS

Als Einstieg empfiehlt sich der von Wolfram Janzen vorgelegte Band „Okkultismus" mit dem Untertitel „Erscheinungen – Übersinnliche Kräfte – Spiritismus". Die schnelle Folge in den Auflagen 1988[1] und 1989[2] spricht nicht nur für das Bedürfnis nach themenbezogener Information, sondern auch für die solide Darbietung des Autors. Besonders hilfreich ist der einleitende Überblick in die „okkulte Szenerie". In diesem ersten Kapitel (11-40) werden die kulturellen Hintergründe und Zusammenhänge genauer analysiert und die sich mehr oder weniger prägnant zeigenden Einzelphänomene zueinander ins Verhältnis gesetzt. Eine detaillierte Begriffsklärung, die erst eine elementare „Unterscheidung" im Sinne konkreter Wahrnehmung und korrekter Bezeichnung ermöglicht, erleichtert den Einstieg in die hier angesprochene Kulturszene. Die Antwort auf die Frage: „*Und wie reagieren Christen?*" wirkt nach Art einer „Gewissenserforschung" bzw. einer eigenen

Standortanalyse. Hierzu werden fünf vorfindbare Positionen beschrieben (26 ff.):

1. „*Nichtbeachtung oder Bagatellisierung*", indem man die okkulten Kulturphänomene als „Modewelle" einschätzt und damit als kurzlebigen Trend ohne Tiefen- und Breitenwirkung. Demgegenüber gilt es lediglich, die eigene kirchliche Auffassung, unbeirrt in Wort und Form zu vertreten. Man „versäumt das Gespräch und verliert so den Kontakt zu den Menschen und zur Zeit. Fragende, Betroffene und Überzeugte werden nicht ernst genommen." Die Einsicht in eigene Defizite bei der Verkündigung und Gestaltung kirchlichen Lebens wird so verhindert.

2. „*Scharfe Abgrenzung*", was bedeutet: „die Auseinandersetzung erfolgt von dogmatischen Prämissen her", wodurch schon „richtig" und „falsch" dem Dialog vorausliegt. Dadurch geht der Blick für die Vielfalt der Differenzierungen in Bedürfnis, Theorie und Handlung und für die religiöse Dimension darin verloren.

3. „*Dämonisierung*", was dahin führt, daß „okkulte Lehren und Praktiken unterschiedslos mit dem Bösen oder mit dem leibhaftigen Teufel und dämonischen Mächten in Verbindung gebracht" werden. „Eigene Ängste und das, was man in den Okkultismus hineinlegt, bestimmen in dieser Position den Blick" und machen so „eine realistische Wahrnehmung und Auseinandersetzung unmöglich". Die „Furcht vor dem Teufel" erscheint hier nicht selten größer als das „Vertrauen in die Macht Gottes".

4. „*Umarmung*", „manchmal von Christen vertreten, die sich in einer gewissen Distanz zur traditionellen Kirchlichkeit befinden" und „von esoterischen Erfahrungen und Vorstellungen eine Bereicherung und Vertiefung ihrer eigenen Religiosität und des kirchlichen Lebens" erwarten.

5. „*Alles aber prüfet ...*", die Position des Apostels Paulus, die sich der Autor bewußt zu eigen macht und nach seinen Worten für den heutigen Christen heißt: „Paranormale Kundgaben, die beanspruchen, neue Offenbarungen zu sein, müssen sich an dem biblischen Zeugnis von Jesus Christus messen lassen. Sie müssen sich aber auch an dem messen lassen, was die Christenheit in langen Auseinandersetzungen als grundlegend für den christlichen Glauben erkannt und bekannt hat."

Unter der Fragestellung, „‚Okkult', ‚paranormal', ‚esoterisch' – was versteht man darunter?", wird in einer präzisen Übersicht das Vokabular aufgelistet und erklärt, das sich hier zur Sprache bringt. Es ist für alle weiteren Kapitel und die übrigen Bücher der Reihe von unverzichtbarem Informationswert.

Die weiteren Ausführungen unter dem Titel „Okkultismus" konzentrieren sich ergänzend hierzu auf eine Gegenüberstellung des Paranormalen mit der Bibel (41-57) und auf diejenigen, welche „höhere Erkenntnisse paranormaler Phänomene" vermitteln, kurz „Medien" genannt (58-122). Das

letzte Kapitel „Okkultismus – eine Herausforderung kirchlichen Christentums" (123-147)
- fragt nach den Ursachen und Motiven des heutigen „Okkultglaubens",
- hebt die „Suche nach Geborgenheit" als Zentralmotiv besonders hervor und
- zeigt an Jakob Böhme beispielhaft einen „Weg christlicher Spiritualität" auf, der „die Suche des Menschen nach persönlichem und religiösem Wachstum" ernst nimmt.

ASTROLOGIE

Siegfried Böhringer geht dem Thema „Astrologie – Kosmos und Schicksal" nach. Für die nähere Beschäftigung mit diesem Thema gibt er *zwei Gründe* an: 1. Wenn „wir uns nicht mit den Strukturen dieser besonderen Vorstellungswelt vertraut machen, auch wenn wir es vorziehen, selbst nicht in ihr zu leben", können wir die vielen Menschen nicht verstehen und ihnen nachempfinden, die ihr Leben und ihre Weltsicht aus dieser Gedanken- und Erlebniswelt deuten.
2. Die Ausbreitung astrologischen Denkens hängt mit der inneren Erneuerung der Astrologie zusammen, „die sich seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts, weitgehend unbemerkt von der großen Öffentlichkeit, vollzogen hat" (11).

In Abhebung von der Vulgär-Astrologie wendet sich Böhringer ausdrücklich „den eigentlich ‚seriösen' Formen von Astrologie zu", wie die Gliederung seiner Ausführungen unschwer erkennen läßt. Dabei geht er zunächst der „geschichtlichen Herkunft astrologischen Denkens" nach, und zwar mit Rückgriff auf die Ursprünge im babylonischen Gestirnskult und der spätgriechischen Philosophie (17-38).

Ein zweites Kapitel (39-63) fragt nach den „gemeinsamen astrologischen Grundannahmen" und erläutert hierbei das „Analogieprinzip", die „symbolischen Grundbausteine des Horoskops", die psychologischen Zugänge zur astrologischen Symbolik bei C. G. Jung und die horoskopischen Deutungsregeln.

Das dritte Kapitel geht der Frage nach der „Überprüfbarkeit astrologischer Aussagen" nach und berichtet über die Einwände der modernen Wissenschaft (64-92). In einem vierten Kapitel wird kurz zur „Astrologie als Lebenshilfe" unter dem Aspekt „Neue Formen beratender Astrologie" Stellung genommen (93-109). Nachdem sich eine „psychologische Erneuerung der Astrologie" vollzogen hat, entwickelten sich Formen der „therapeutischen Astrologie", die hier angesprochen werden.

Weit ausführlicher wendet sich der Autor der Frage nach der Beziehung zwischen der Astrologie und dem christlichen Glauben zu (Kapitel V) und charakterisiert diese mit „Weg zwischen Bündnis und Gegnerschaft" (110-122), um anschließend den aktuell neuen Versuchen einer Annäherung ein eigenes Kapitel zu widmen (123-138). Diese Analyse endet in der Feststellung: *eine „ganz neue Situation einer ganz alten Beziehung"*. Rückblick und Ausblick konzentrieren sich sodann noch einmal auf die Beziehung „der Mensch im Kosmos" und „der Mensch und sein Schicksal", um in die Frage auszumünden: Gibt es ein Schicksal aus den Sternen? (139-154). Es folgen ausgewählte Buchempfehlungen und ein Personen- und Sachregister, um dem Leser über die Erstlektüre hinaus bei diesem so nahen und doch so fernen Thema behilflich zu sein.

SATANISMUS

Bernhard Wenisch ergänzt die Buchreihe „Unterscheidung" mit einem Beitrag „Satanismus: Schwarze Messen – Dämonenglaube – Hexenkulte", Zweitauflage 1989, nachdem die Erstauflage 1988 bereits vergriffen war, ein Indiz dafür, mit welcher Aktualität dieses Thema zur Zeit ausgestattet ist und zur Bearbeitung drängt. Dabei gibt Wenisch in seiner „Einleitung" bereits zu erkennen, daß die Bearbeitung dieses Themas keineswegs unproblematisch ist, auch nicht für den Autor. Aus diesem Grund veröffentlichte er 1986 zunächst unter dem Synonym „Christian Weis" seinen ersten Beitrag zu diesem Themenkomplex, und zwar unter dem Titel: „Begnadet, besessen oder was sonst? Okkultismus und christlicher Glaube" (Salzburg).

Das Anliegen in seinem neuerlichen Beitrag ist sowohl *Information* wie auch *Orientierung*. Er kennzeichnet deshalb „die Szene der heutigen Hexen und Satanisten" wie auch die konkrete Gestalt psychischer Ausnahmezustände, die als „Besessenheit deklariert" werden. Die Orientierung konzentriert sich auf die Entlarvung eines naiven Teufelsglaubens, der sowohl innerhalb wie außerhalb christlicher Gruppierungen zu finden ist. Der Autor legt bereits einleitend Wert darauf, festzustellen: „Dennoch wird die christliche Auffassung, es gebe von Gott abgefallene, persönliche satanische Mächte, in diesem Buch nicht einfach als überholt erklärt. Es bestehen gute Gründe, an dieser Lehre festzuhalten. Somit richtet sich das Buch nicht nur gegen einen naiv-magischen Teufelsglauben, sondern auch gegen eine vollständige Entdämonisierung des Kosmos" (11).

Die heutige Szene zeigt deutliche Kennzeichen für das „Fortleben des alten Hexenglaubens", der sich am Beginn der Neuzeit als „Hexenwahn" verheerend ausbreitete und heute als grundsätzlich überwunden gilt. Den-

noch finden sich auch heute noch „volkstümliche Hexenvorstellungen" in unserem Kulturraum, die jedem Aufklärungsbemühen trotzen.

Neben diesen primär archaischen Relikten hat sich ein „moderner Satanismus" und ein „neuer Hexenkult" etabliert. Der Autor sucht dieses Phänomen in sich und seine geschichtlichen und psychosozialen Hintergründe aufzuzeigen mit Verweis auf „Problematische Formen des christlichen Teufels- und Dämonenglaubens" (39-61) und durch „Argumente gegen eine undifferenzierte Dämonisierung der Szene und der Besessenheit" (62-90). Anschließend wird den „biblischen Perspektiven" im Alten und Neuen Testament ein eigenes Kapitel gewidmet (91-105), dem ein weiteres zur „systematisch-theologischen Interpretation" folgt (106-145) und in dem der Autor – wie oben bereits angesagt – „für ein differenziertes Bibelverständnis" eintritt und zur „Existenz und Wirksamkeit böser Geister" Stellung nimmt.

Der eingangs angezeigte eigene Anspruch des Autors, zu informieren und zu orientieren, paart sich mit dem Anspruch an den Leser, sich mit einer schwierigen Materie vertraut zu machen und sondierend, also im Wortsinn unterscheidend, auseinanderzusetzen.

REINKARNATION

Reinhart Hummel bearbeitet dieses Thema mit dem Untertitel „Weltbilder des Reinkarnationsglaubens und das Christentum", erste Auflage 1988, zweite 1989. Sein Anliegen ist es, die religiösen Entwürfe vorzustellen, in denen Reinkarnationsvorstellungen eine wichtige Rolle spielen: zwei, die im Osten entstanden sind, Hinduismus und Buddhismus, und zwei, die im Westen ihren Ursprung haben, der moderne Spiritismus und die Anthroposophie.

In der „gegenwärtigen Debatte über Karma und Reinkarnation" zeigt es sich, daß die „neu erwachte Faszination der Reinkarnationsvorstellung mit dem Interesse an Grenzerfahrungen" zusammenhängt, Erfahrungen, die ein früheres oder ein späteres Leben zum Inhalt haben (13-34). Diese werden der skeptischen Rückfrage nach dem Woher und Wohin unterzogen. Sowohl die Sterbeforschung wie auch therapeutische Konzeptionen haben aus diesem Reflexionsmaterial neue Erkenntnisse gewonnen und ihrerseits in die thematische Diskussion eingebracht.

Der Hinduismus wird zunächst an den Lebenspolen „Wiedertod und Wiedergeburt" verdeutlicht. Das hier verankerte esoterische Menschenbild erklärt die Lehre von den Leibhüllen. Karma, Wege der Befreiung und Karma-Tilgung kommen zuerst zur Sprache, um daran anschließend „Hinduistische Zweifel" an der traditionellen Karma-Lehre zu erläutern und

kurz auf einen „klassischen hinduistischen Originaltext", die Bhagavadgita, hinzuweisen (35-55).

Der *Buddhismus* wird als „Seelenwanderung ohne Seele" beschrieben und sodann das „Tibetanische Totenbuch" als Zeugnis der Tradition vorgestellt. Es folgt der Vergleich zwischen dem individuellen und dem kollektiven Karma und ein Einblick in „Moderne Deutungen von Karma und Wiedergeburt" (56-73).

Der *moderne Spiritismus* wird an dem Spiritist Allan Kardec aufgezeigt, und zwar des näheren mit Blick auf den „Fortschritt durch wiederholte Inkarnation der Geister" und den „Umgang mit den leidenden Geistern" (78-84).

Die *Anthroposophie* kommt nach Rudolf Steiner zur Darstellung, der auf eine gewisse Weise „zwischen Christentum und indischem Reinkarnationsglauben" seine Weltdeutung ausgebaut hat (85-102).

Mit einer „Zwischenüberlegung" zu den primär östlichen und primär westlichen Reinkarnationsvorstellungen sucht der Autor bereits zusammenfassend die kritischen Aspekte kurz aufzuzeigen, um dann in einem abschließenden Kapitel *„Christentum und Reinkarnation"* vergleichend gegenüberzustellen. Dabei wird eindrucksvoll deutlich, daß der christliche Glaube auf die „gleichen Fragen nach Leben, Tod und Erlösung andere Antworten gibt".

MYSTIK

Unter diesem Titel legt Josef Sudbrack seinen Beitrag in der Reihe „Unterscheidung" vor, versehen mit dem Untertitel „Selbsterfahrung – Kosmische Erfahrung – Gotteserfahrung", erste Auflage 1988. Der Autor macht den Leser mit einem didaktisch gut angelegten Lehr- und Lernmaterial vertraut.

Die erste Lerneinheit beschäftigt sich mit dem „Sprechen über Mystik" und geht zuerst der Frage nach: *„Kann man Mystik definieren?"* Vier Verstehens-Ansätze sollen bei aller „Behutsamkeit" an das Phänomen der Mystik heranführen, „wobei das philosophische Verstehen, weil alles durchziehend, unbehandelt bleibt" (17). Hervorgehoben und erläutert werden der psychologische, der historisch-soziologische, der ästhetisch-symbolische und der religiöse Ansatz. Die Erkenntnis aus dieser Zusammenschau lautet: *„Eine Reflexion verschiedener Ansätze des Mystikverständnisses führt zum existentiellen Verständnis."*

Von dieser Erkenntnis aus führt der Autor zur zweiten Lerneinheit und damit „Vom Wort zur Sache". Ausgehend von der Mystik „mit negativem Beigeschmack", wird das „neue Interesse an Mystik" kurz anvisiert, um sie

als ganzheitliche Gotteserfahrung „mit Kopf und Herz" theologisch zu orten.

Die Zusammenfassung aus dem vorgetragenen Erkenntnisgewinn lautet: *„Da Mystik stets eingebettet ist in Sprache und Kultur, braucht es sowohl persönliche Stellungnahme wie Ehrfurcht vor fremder Religiosität."*

Von hieraus bestimmt Josef Sudbrack seine *Methode* für die folgenden Ausführungen:

„1. Wir werden uns also dem Phänomen in einer Art Spiral-Bewegung nähern und dabei wissen, daß sie kein endgültiges Ende findet; Gott bleibt Geheimnis.

2. In der Bewegung werden vorgefaßte Meinungen korrigiert. Der Prozeß muß zur steten Verfeinerung führen und existentiell bedeutsam bleiben. Nach Gregor von Nyssa: ‚Das nie-erlahmende Gehen auf Ihn hin ist die Schau seines Antlitzes.'

3. Dabei machen wir keinen Hehl aus unserer Überzeugung vom personalen Charakter des Herzens aller Mystik. Ohne dies würden wir die Mitte verfehlen. Daß dies nicht zur dogmatischen Härte führt, muß sich zeigen an der Offenheit des Dialogisierens." (29)

Die angesagte „Spiral-Bewegung" setzt an beim Weg „Vom Mysterium zur Mystik" mit der Zielvorgabe: „Ein Blick in die christliche Mystik soll das Auge für die Zeugnisse schärfen" (30-45). Ausgehend von der Absage an eine psychologische und soziologische Reduktion beim „sachlichen Umgang mit mystischen Zeugnissen", endet diese Lerneinheit in der Erkenntnis: *„Ohne den Bezug auf das Mysterium entwickelt sich die Mystik in der Moderne zur Gott-leeren Selbsterfahrung"*.

Die folgenden „Zeugnisse" sollen die „erstaunliche Vielfalt" der mystischen Erfahrung und „die Weite dessen, was Mystik im Christentum sein kann", aufzeigen. Dabei kommen exemplarisch zur Sprache:
- die visionäre Mystik bei Hildegard von Bingen
- die intellektuelle Mystik bei Meister Eckhart
- die Mystik der Freundschaft bei Teresa von Avila
- die Unbedingtheit der Mystik bei Johannes vom Kreuz,

um abschließend die mystische Freundschaft in der Erfahrung der „Mystik als Liebe" und damit die Mystik in ihrem innersten Wesen auszusagen: „Es gibt kein besseres Erfahrungswort innerhalb unseres natürlichen Daseins, mit dem sich das mystische Verhältnis von Gott und Mensch aussprechen läßt, als das der *Liebe*" (73).

Das folgende Kapitel „Begleiterscheinungen der Mystik" (74-88) gibt Einblick in die Mystikforschung und in die Diskussion der Frage, „ob die mystische Erfahrung sich wesentlich von der normalen Gotteserfahrung

der Christen unterscheidet". Sie verdichtet sich mit Blick auf die Kriterienanalyse „Außergewöhnlich oder Intensiviert" (75). Zur näheren Klärung wird das „Vorfeld der Mystik" in den Diskurs einbezogen, weil „psychologisch seltsame Phänomene mit Mystik oft in einen Topf geworfen werden". Die Analyse endet in der Erkenntnis, daß die Verbindung des „Para-Mystischen mit dem Mystischen niemals eindeutig ist", bezogen auf den Anspruch „Unterscheidung": „Wo immer man es zwingend-eindeutig macht, will man Gott zwingend-eindeutig verstehen und verkehrt die religiöse Intention in ihr fratzenhaftes Gegenteil der Magie". Positiv ausgesagt: „Für die Christen bleibt weiter wichtig, daß Leid, Schmerz, Tod, Nacht keine Stadien sind, die der vollkommene Mystiker überwunden haben muß, wie einige neomystische Bewegungen lehren."

Das nächste Kapitel wendet sich dem „Herz der Mystik" zu (89-112), eingeleitet mit der Grundaussage: „Die Beschäftigung mit Mystik darf sich weder kritiklos in fremde Welten verlieren noch ohne Betroffenheit auf fremde Erfahrungen agieren." Unter diesem Aspekt kommen zur Sprache:
1. die „*Mystik des Selbst*", konkretisiert an Plotin, dem „großen Zeugen für Unendlichkeitserfahrung durch Freiwerden von allem",
2. die „*kosmische Mystik*", die Erfahrung der „Einheit mit dem Ganzen, dem Kosmos",
3. die „*Gottesmystik*", deren Betrachtung vor die Erfahrung stellt: „Vollendung von kosmischer und Selbst-Mystik" durch die „Begegnung mit Gottes Du".

Die mystische Zusammenschau von Selbst-, Welt- und Gotteserfahrung befähigt zu der Frage: „Mystische Weltformel oder Geheimnis Gottes" (VI. Kapitel: 113-132). Die vorgegebene Disposition, wie auch bei allen übrigen Kapiteln versehen mit einer kurzen Vorerkenntnis, erleichtert den Zugang zu diesem heute hochaktuellen Fragenkomplex:
1. *Vieldimensionale Erfahrung des einen Gottes*: „Grundversuchung mystischer Erfahrung ist eine zu enge Vorstellung von Gott; christliche Erfahrung öffnet sich zum Dreifaltigen."
2. *Mystische Weltformeln – gestern und heute*: „Mystik sucht Einheit; das ist ein Anliegen der ‚Neuen Religiosität' (New Age)."
3. *Einheit in Unterschiedenheit – Der wahre Gott*: „Erstaunlich ist die Fülle der Erfahrung im Raum des Dreifaltigen."
4. *Mystik im Mysterium – Gottes Dreieinigkeit*: „Hier ist der Schlüssel zur Begegnung mit anderen mystischen Traditionen und zum Verständnis der Fülle christlicher Überlieferung."

Der Leser wird dem Autor dankbar sein, daß er mit dieser theologisch und philosophisch angelegten religions- und kulturgeschichtlichen Gesamtschau nicht endet, sondern sich auf dieser Hintergrunderkenntnis wieder

oder jetzt erst konkret der „kleinen" Mystik, als dem „Weg zu Gott", in einem eigenen Kapitel zuwendet und diese im Sinne einer „Vorerfahrung" erschließt (133-156). Auch hier gibt die vom Autor vorweg kommentierte Disposition bereits Aufschluß über die zu erwartenden Lese- oder Lernschritte:
1. *Die Berufung zur Mystik*: „An der Frage nach einer besonderen mystischen Berufung wird Begegnung als Herz der Mystik verständlich."
2. *Der Weg zur Mystik*: „Stufenfolgen führen zur Mitte der Mystik; in ihr aber leben Freiheit und Liebe jenseits aller Manipulation."
3. *Nacht und Kreuz*: „In irgendeiner Weise gehört beides zur Gottesmystik; im Christentum zeigt sich das Kreuz als Geheimnis Gottes."
4. *Vermittelte Unmittelbarkeit*: „Mystik ist nicht Bild-los, sondern Bild-übersteigend."
5. *Lehrmeisterin Mystik*: „Vier mystische Grundthemen, die aber jedem gelten, der zu Gott unterwegs ist."

In einem „Epilog" bekennt der Autor, an der Grenze der ihm vorgegebenen Buchseiten angekommen: „Organisch anschließen müßte das Thema: *Mystik und Tun*" (157), eine Aufforderung an jeden, der nicht nur Leser dieser in jeder Hinsicht wertvollen geistlichen Handreichung war.

Wer sich in der Schule Pater Kentenichs kundig gemacht hat, erinnert sich am Ende der hier empfohlenen Lektüre an ein Wort, das er mit Blick auf die Bedürfnisanalyse seiner Zeit zukunftsweisend bei Gelegenheit der Pädagogischen Tagung 1951 sprach: „Echte Gottesliebe, die in uns allen brennen sollte, schenkt uns eine *neue Sicht*, ein *neues Verstehen*, eine *neue Verbundenheit*, ein *neues Tun*", vorausgesetzt: Liebe macht uns sehend und offen zur Tat.

Böhringer, Siegfried, Astrologie, Grünewald-Verlag u. Quell-Verlag 1990, 160 S., 24,80 DM
Hummel, Reinhart, Reinkarnation, ebd. 1989², 128 S., 18,80 DM
Janzen, Wolfram, Okkultismus, ebd. 1989², 151 S., 22,80 DM
Sudbrack, Josef, Mystik, ebd. 1988, 167 S., 18,80 DM
Wenisch, Bernhard, Satanismus, ebd. 1989², 151 S., 22,80 DM

M. Erika Frömbgen

BUCHBESPRECHUNG

BERNHARD VON CLAIRVAUX. Wer das Schrifttum Pater Kentenichs auch nur in etwa kennt, weiß, daß er nicht selten auf Bernhard von Clairvaux rekurriert. Um diesen Zisterzienser aus dem 12. Jahrhundert näher kennenzulernen, lohnt es sich, die vorliegende Biographie zu lesen. Geschrieben ist sie – anläßlich des 900. Geburtstags des Heiligen – von dem Altmeister zisterziensischer Spiritualität, einem der besten Kenner des Lebens und der Werke, wenn nicht des gesamten Zeitalters Bernhards, von Jean Leclercq OSB.

Er entwirft in leicht lesbarer, informativer und doch prägnanter Form ein wohlkonturiertes Lebensbild. Dies gelingt Leclercq vor allem dadurch, daß er nicht alles sagt, was er weiß, sondern im Blick auf den heutigen Leser und das heute notwendig zu Sagende didaktisch reduziert. Ein mutiges, weil leicht angreifbares Verfahren, das er aber meisterhaft beherrscht. Es geht ohne gedankliche Sprünge, niemals auf Kosten der historischen Stimmigkeit oder durch Verschweigen „heikler" Punkte in der Biographie des Heiligen.

Da ist Bernhards Gegnerschaft zu Peter Abälard, dessen selbstbewußte Rationalität ihn dazu bewegte, „einmal mehr Zeugnis von seiner Liebe zu Christus zu geben" (88), zu betonen, daß „glühen mehr als wissen" ist. Da ist sein Kampf gegen die Katharer, deren „grundlegende Häresie" darin bestand, „daß sie die von Gott geschaffenen Kreaturen als schlecht bezeichneten" (90), da ist Bernhards bemerkenswertes Verhältnis zu den Juden, um die er sich sorgte und deren Verfolgung er untersagte. Da ist auch seine höchst fragwürdige Rolle im zweiten Kreuzzug: „Aus dem, was in der Absicht des Papstes und des Königs vor allem eine französische Unternehmung war, machte er ein Werk, in das er die ganze Kirche einbezog" (97), das aber fast notwendig scheitern mußte.

Gerade dieser Einsatz Bernhards muß in den gesamteuropäischen Geschichtsprozeß eingebunden werden, damit man verstehen kann, um was es ging: das lateinische Europa, der Westen und die Mitte des heutigen Kontinents, entwickelte gerade aufgrund umfassender Intensivierung eine Expansionskraft, die sich u. a. in den Kreuzzügen nach drei Himmelsrichtungen ihren Weg bahnte. Intensiviert worden waren die Lebensgrundlagen der nordalpinen Welt: durch neuartige und verbesserte Geräte zur Bodenbearbeitung, durch gesteigerte Ausnutzung tierischer Zugkraft und des Ackerbodens, durch Wirtschaftswachstum und regen Handel, durch den Ausbau des Wege- und Straßennetzes, kurz: durch all das, was „agrarische Revolution" genannt wurde und im engsten Zusammenhang mit dem damaligen Bevölkerungswachstum gesehen werden muß. Städte wurden gegründet, geltendes Recht und praktische Verwaltung schriftlich fixiert und das Christentum intensiv reflektiert, auf neue, radikalere Weise praktiziert. So nahm schon Ende des 11. Jahrhunderts die Freude an liturgischen Feiern und aristokratischer Zierde ab, die Sehnsucht nach mönchischer Spiritualität, religiöser Einsamkeit und harter, freudiger Askese aber wuchs. Das Leben der altehrwürdigen Cluniazenser schien vielen plötzlich selbst reformbedürftig. So entstand 1098 Citeaux. Drei „Rebellen" suchten hier das klösterliche Leben streng nach der unverfälschten Benediktusregel auszurichten: Robert von Molesmes, Alberich und Stephan Harding. Doch es wollte nicht recht gelingen. Erst als wenige Jahre später Bernhard „mit seiner Gruppe von jungen, entschiedenen, hochmotivierten und von ihrem Anführer begeisterten Männern" (32) dort erschien, konnte auf breiter Front die radikale Form der Nachfolge Christi energisch in die Praxis umgesetzt werden. Überzeugend und werbend wurde hier intensives Christentum vorgelebt und so ein Orden geschaffen, der schon in den nächsten hundert Jahren mehr als 250 Häuser umfaßte und dem es – zusammen mit den Prämonstratensern – gelang, das gesellschaftliche Gesicht und spirituelle Gewicht Europas entscheidend mitzugestalten.

Die Botschaft, die Bernhard bis heute zu verkünden hat, kreist laut Jean Leclercq um die „einzige Wirklichkeit", die in den Augen dieses Mönches zählte: um „die Vereinigung des Menschen mit Gott, die ein Aufeinanderzugehen von beiden Seiten voraussetzt" (118). Es gelingt dem Verfasser, die geradezu spannende Entdeckungs- und Arti-

kulationsgenese dieser Wirklichkeit in den wichtigsten Schriften Bernhards aufzuzeigen und dabei – auf wenigen Seiten – tiefen Einblick in das theologische Denken Bernhards zu gewähren. Das Erkennen dieser einzig gültigen Wirklichkeit bildet für Bernhard offensichtlich auch den eigentlichen Kristallisationspunkt seiner Mariologie. In der Inkarnation kommt Gott auf den Menschen zu. Maria ist das „Bindeglied, durch das sich die Inkarnation verwirklichen kann." Insofern betrachtet Bernhard Maria „immer gleichzeitig im Bezug zu Jesus und zu allen Erlösten: Sie ist Mutter Gottes zum Wohle aller Kinder Gottes. Ihre göttliche Mutterschaft und ihre Jungfräulichkeit sind ihr nicht als persönliches Privileg gegeben, sondern als Voraussetzungen für das Heil aller Menschen" (150 f.). Gott kommt auf Maria zu. Er wird in ihr Mensch. Für sie ist Gott ein und alles. So geht auch sie sehnsüchtig auf Gott zu und sagt bei der Verkündigung ihr volles Ja. Leclercq weist nachdrücklich darauf hin: „Wir wissen um die Bedeutung, die Bernhard dem beimißt, was die Gottebenbildlichkeit des Menschen ausmacht: seine Freiheit" (153). Dank dieser Freiheit, dieser Fähigkeit, das Heil zu erwählen, geht Maria auf Gott zu: „Als Gott ihr anträgt, seine Mutter zu werden, sagt sie ihr Ja, ihr Fiat zu diesem Geheimnis und all dem, was es von ihr erfordern würde. Zwischen ihr und Gott blieb von da an eine vollkommene innere Übereinstimmung. Der Sohn Gottes und sie wurden eins in einem einzigen Fleisch, sie brachte mit ihrem Leib den Gottmenschen zur Welt" (153).

Was in der Mariologie deutlich wird, charakterisiert das Denken Bernhards. Es ist eher synthetisch-symbolhaft als analytisch-kritisch orientiert. Dennoch ist seine Denkmethode – mehr als monastisches Denken vor ihm – durchaus logisch-fortschreitend, progressiv auf Gott hin. Die Erkenntnis der „einzig gültigen Wirklichkeit" kommt aber bei Bernhard nicht in jener Verstandeseinseitigkeit daher, die er bei Abälard witterte und bekämpfte, sondern im Aufweis und Aufnehmen innerer personaler Erfahrung. Bei ihm geht es (ähnlich wie bei Pater Kentenich) letztlich um Lebensoffenbarung und Lebensmitteilung, um kraftvolles, blühendes Christentum – was ja durchaus nicht bedeutet, daß die „ratio" des Menschen ausgeblendet wird. Im Gegenteil: sie kommt allererst im Zuge des lebendigen Fragens und gelebten Glaubens auf den Weg. Wo eine Erfahrung ausfällt, kommt eine Erkenntnis zu kurz oder gar nicht erst zu Gesicht.

Das kleine Büchlein von Leclercq ist Gold wert. Es führt ein in die wichtigsten Forschungsergebnisse und bietet auf wenigen Seiten mehr Information über das Leben, Wirken und Denken dieses heiligen Mannes als manch dickleibige Studie. Es läßt die Aktualität Bernhards greifbar werden und macht gleichzeitig neugierig, regt an, seine Schriften zu studieren (im Jubiläumsjahr ist der erste Band einer neuen lateinisch-deutschen Gesamtausgabe erschienen).

Jean Leclercq, Bernhard von Clairvaux. Ein Mann prägt seine Zeit. Neue Stadt, München 1990, 198 S., 28,– DM

Manfred Gerwing